

WENGEL

BERGAN!
EIN WEGGELEIT FÜR DEUTSCHE

(68) 04

Bergan!

Ein Weggeleit für Deutsche

von

Ernst Wengel



Verlag von Paul Rost · Bonn a/Rh.


Library of
Princeton University.

Bergan

von Ernst Wengel.

Bergan!

Ein Weggeleit für Deutsche

von

Ernst Wengel.

> Bergan und wieder in das Licht hinein!
> Konrad Ferdinand Meyer.



1919
Verlag von Paul Rost
Bonn am Rhein

Inhalt.

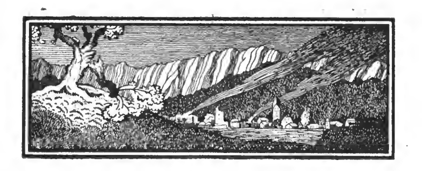
Aus dumpfen Niederungen.

Steile Pfade.

Wegzehrung.

Seite

Im Firnelicht.



Aus dumpfen Niederungen.

Winternächte. (Eine Vorrede.)

Mir ist es winterlich im Leibe.
Faust 1.

Wir Deutsche haben im Winter 1918/19 eine der furchtbarsten Tragödien der Weltgeschichte erlebt. Verachtet von den Feinden, bemitleidet von wenigen Freunden: so schlichen wir mühselig durch die harten Tage. Und heute, nach den Friedensbedingungen, grinsen uns Elend und Schande nicht minder ins Gesicht.

Mitunter faßten wir uns an den Kopf und fragten, ob das alles Wirklichkeit, ob dieser Wust von Raserei und himmelschreiendem Elend nicht ein Trugbild unserer aufgeregten Sinne wäre. Der Sturz vom Gipfel in den Abgrund war zu jäh, zu unvermittelt gekommen. Es war um wahnsinnig zu werden.

Am Tag ging es noch halbwegs. Man traf mit andern Menschen zusammen; man fühlte, daß man noch fest stand auf dieser Erde; man sah, daß die Sonne noch nicht ihren Schein verloren. Mit Ausnahme der Streikenden gingen die Leute ihrem Tagwerk nach, sie „aßen und tranken, freiten und ließen sich freien".

Aber dann kam die Nacht, die lange bange Nacht.

Das ganze entsetzliche Elend stand in grauenerregender Nacktheit vor unserer Seele. Da half kein Beschönigen, kein Vertuschen. Es fehlte die wohltuende Gegenwirkung planmäßiger Arbeit; wild wirbelten die Gedanken durcheinander,

um immer zu demselben Ergebnis zu kommen: o Schmach und Schande, o Unheil und Verderben! „Deutschland, gedenk' ich deiner in der Nacht!"

Da kam ich eines Tages, oder vielmehr in einer traurigen Nacht auf eine Idee.

Ich sagte mir: gegen solches Übermaß nationalen, wirtschaftlichen und kulturellen Unheils, das jeden einzigen in seiner innersten Persönlichkeit trifft, muß ich meine Seele planmäßig wappnen. Ich darf diesem Gräßlichen mein Innerstes nicht planlos überlassen, sondern ich will es meistern mit Kräften geistiger Art.

Das habe ich auch getan. Wie ich es machte?

An jedem Abend lud ich mir Gäste ins Haus. Die blieben bis in die Mitternacht und oft genug noch darüber hinaus. Schön getröstet haben sie mich, das tolle und rohe Tagesgeschehn milderte sich unter ihrem freundlich klaren Zuspruch, und in das schier erdrückende Ungestüm trauriger Gedanken brachten sie wieder Ordnung.

So trutzte ich den bösen Winternächten.

In den folgenden Kapiteln will ich diese Gäste dem Leser vorstellen; vielleicht haben sie auch ihm etwas zu sagen.

....

Seelenbäder.

. . . sein Innres reinigt von erlebtem Graus.
Faust 1.

Unlängst las ich wieder einmal den Satz: „Das Volk der Dichter und Denker, das einen Luther, Kant und Goethe der Welt gegeben hat, kann und wird nicht untergehen."

Vorsicht, liebe Leute, Vorsicht! Im Mund eines gedankenlosen Schwätzers kann dieses Wort eine nichtswürdige Phrase sein. So ungefähr wie „daß am deutschen Wesen die Welt genesen soll."

Untersuchen wir, scharf und genau!

Volk der Dichter und Denker! Richtig ist — und wir wollen uns dessen gerade heute mit berechtigtem Stolz freuen —,

daß Deutschland der Welt eine große Anzahl hervorragender Geisteshelden geschenkt hat, mehr als irgend ein anderes Volk.

Aber was nützt das dir und mir? Doch nur insofern, als wir selbst irgend einen Anteil haben an ihren Geistesfrüchten, deren Besitz uns jene Geistes- und Seelenstärke verleiht, die gerade zur Überwindung unheilvoller Zeiten unbedingt notwendig ist. Ist also durch den Verkehr mit diesen „Dichtern und Denkern" unsere Seele tragfähiger geworden für die ungeheure Last des Schicksals? Befruchten ihre Geistesschätze unsere Gedanken derart, daß wir — um das Alte Neues herumrankend — uns gleichsam selbsttätig zurecht denken können in diesem tollen Durcheinander?

Ich will die Probe auf das Exempel machen.

Ich will zur Lutherbibel greifen und zum weltlichen Evangelium des Goethe'schen Faust; ich will manches andere Buch der Denker und Dichter aus meiner Bibliothek herausholen und anfragen, was sie mir heute zu sagen haben. In ruhigen und glücklichen Zeiten sind sie mir gute Freunde gewesen, so werden sie mich auch in Tagen der Not nicht verlassen.

.... Und sie haben mir geholfen.

Bald fühlte ich's durch meine Seele rieseln, wie Wassertropfen in blendendem Sonnenschein am Körper heruntertropfen, wenn man nach stärkendem Bad den Fluten entsteigt.

Ich fand manchen Trost; und wo ich ihn nicht finden konnte, lernte ich die Gründe unseres Unglücks verstehen, was auch eine Art Beruhigung ist.

Ich trank aus manchem Dichterbrunnen und badete im Wasser der Weltweisen; aber ich mischte in sie köstliches Nardenwasser, um mir den Genuß zu erhöhen. Ich ließ es mir bereiten von dem, der gesagt hat: „Ich bin das Wasser des Lebens."

Er gibt dieses Wasser umsonst.

Die heiser singende Stunde.

Entbehren sollst du! sollst entbehren!
Das ist der ewige Gesang,
Der jedem an die Ohren klingt,
Den, unser ganzes Leben lang,
Uns heiser jede Stunde singt.
Faust I.

Ja, so ist es und so wird es sein! Für Jahrzehnte ist jetzt den Deutschen ihr Beruf klar vorgezeichnet, sich langsam wieder emporzuhungern. Wenn im Anfang des Krieges gewichtige Stimmen laut wurden „es geht ums Ganze, entweder sie oder wir", dann wollten es viele nicht glauben oder machten sich in törichter Leichtfertigkeit überhaupt darüber keine Gedanken. Aber jetzt, wo die Faust des Siegers schwer auf uns drückt und fast alle unsere Lebensadern grausam unterbindet, wo wirtschaftliche Sklaverei uns droht, da sieht es auch der Leichtsinnigste klar ein: im Zeichen der Entbehrung werden nicht bloß wir, sondern Kinder und Kindeskinder das Leben fristen. Wie blutiger Hohn muten uns dabei die Prophezeiungen der Sozialisten vom „Paradies auf Erden" an. —

Da erscheint plötzlich ein leuchtendes Bild trostreich vor meinen Augen. Armselige Fischer aus Galiläa stehen vor ihrem Herrn und Meister. Er hat sie ausgesandt, die frohe Botschaft von Seelenglück und Gemütsstärke hinauszutragen in alle Lande. Freudig sind sie seinem Ruf gefolgt, hatten sie doch an sich selbst dies hohe Glück erfahren. Und nun fragt er sie, die Blutarmen und an harte Not Gewöhnten: „Habt ihr je Mangel gehabt?" Er bekommt die freudige Antwort: „Herr, nie keinen." (Luk. 22, 35).

Die Seelenanlage der Menschen bleibt sich gleich im Laufe der Jahrtausende, wenn auch die Zeitumstände wechseln und die Mittel seelischer Einwirkung. Aber „die Kraft und Hoheit, wie sie in den Evangelien schimmern" werden auch heute noch — und gerade heute — mit am besten es vermögen, dem grauen Gespenst äußerlicher Entbehrungen jenes Licht innern Glücksgefühls gegenüberzustellen, dessen stilles Leuchten schließlich auch unser Außenleben durchstrahlt und Not und Sorge verblassen macht.

„Als die wir nichts haben und doch alles haben."
„Als die Traurigen und allezeit fröhlich" (Paulus).

Wohlan, ich will es damit versuchen!

Not und Elend materieller Art sind schon vielfach in der Weltgeschichte durch geistige Kräfte überwunden worden.

Ich will gegenüber den schrillen Disharmonien der heiser singenden Stunde Herzensharfentöne mir anstimmen lassen von der Künstlerhand meines Gottes.

Vielleicht löst sich dann alles auf in schwellende Akkorde, auch die Mißklänge des Lebens.

Vom Wühlen im Schmerz.

> Hör auf mit deinem Gram zu spielen,
> Der wie ein Geier dir am Leben frißt.
> Faust 1.

Das ist nun in ganz kurzer Zeit der vierte Selbstmord, von dem ich in der Zeitung lese. Die verzweifelten Männer sind alle Angehörige der gebildeten Stände, die den Untergang, die Schmach und Schande des geliebten Vaterlandes nicht weiter ertragen zu können glaubten.

Wer will einen Stein gegen sie aufheben?

Ich wahrlich nicht.

Aber ich will meine Stimme erheben und allen Leidenden zurufen — und welcher sittlich Hochstehende leidet heute nicht? — „hört auf im Schmerz zu wühlen!" Auch wenn wir klar erkennen, daß unser geliebtes herrliches Vaterland den größten Niederbruch erlitten, den je die Welt gesehen; auch wenn es uns ebenso klar ist, daß dieser Zusammenbruch zum allergrößten Teil durch eigene Schuld verblendeter Volksgenossen erfolgt ist; wir wollen und müssen jetzt das Horazische Wort an uns erproben: impavidum ferient ruinae. Furchtlos inmitten der Ruinen, so arbeitsfreudig wie nur irgend möglich in dem uns gewiesenen Bezirk, mit ehernem Gesicht, dem wir absichtlich einen Strich großer Gelassenheit geben, treten wir dem grausigen Geschick entgegen.

Das Wühlen im Schmerz ist unmännlich. Gerade die höchste Not und entsetzlichste Schande müssen die sofortige Einstellung aller seelischen Kräfte auf die nächstliegenden Arbeiten bewirken. „Welches ist deine Pflicht? Die Forderung des Tages." Wer uns dann für „gefühllos" hält, ist ein großer Narr.

Ehre all den wackern Männern, die in diesen schrecklichen Tagen unter Hintansetzung ihrer persönlichen Gefühle sofort zusammenarbeiteten mit den famosen „Arbeiter- und Soldatenräten", um zu retten, was noch zu retten war! Von Hindenburg herab bis zu den kleinsten Dorfbürgermeistern und anderen Beamten haben sie durch altpreußische Pflichttreue uns vom gänzlichen Untergang gerettet.

Darum fort mit allen weichlichen Klageliedern, nur Arbeit und guter Mut können uns weiter bringen.

Vor ungefähr zwei Jahrtausenden stand ein Mann in ähnlich zerwühlten und aufgeregten Zeitläuften. Furchtbares hatte er selbst an sich erfahren, mit schier zermalmender Wucht prasselten auf ihn die Hagelschauer des Schicksals. Der aber schrieb an ebenfalls leidende Gesinnungsgenossen:

„Darum bin ich gutes Muts in Schwachheiten, Schmähungen, Nöten, Verfolgungen, in Ängsten, um Christi willen. Denn wenn ich schwach bin, so bin ich stark. (Paulus, 2. Cor. 12, 10).

....

Revolution.

Die Krankheiten, die das Wachstum der Menschen bezeichnen, nennt man Revolution. Hebbel.

Daß Revolutionen Krankheiten am Volkskörper sind leuchtet wohl ohne weiteres ein; ebenso, daß manche infolge fressender innerer Geschwüre entstanden, deren schließlicher Ausbruch tatsächlich eine Heilung bedeutete und ein weiteres Wachstum des betreffenden Volkes ermöglichte.

Aber man soll sich hüten diesen Ausspruch zu verallgemeinern und ihn etwa als einen festen politischen Grundsatz

aufzustellen. Es gibt genug leichtfertige, aus den gemeinsten und niedrigsten Beweggründen entfachte Revolutionen, die unsägliches Unheil über das betreffende Volk brachten und seine wirtschaftliche und sittliche Entwicklung bedeutend zurückschraubten. Wenn aus ihnen im Laufe der Jahre dennoch manches Gute und Vernünftige hergeleitet wurde, dann lag das wirklich und wahrhaftig nicht an den in ihnen wirksam gewesenen „Kräften" und „Ideen", sondern es kam zustande aus der zurückgekehrten und angesichts der Trümmerfelder neu schaffenden sittlichen Vernunft.

Ich glaube, auch ein späterer Geschichtsschreiber — und nicht bloß der rechtlich denkende Zeitgenosse — wird die deutsche Revolution vom November 1918 verbrecherisch und sinnlos nennen müssen, ein Schandmal in der Geschichte des deutschen Volkes.

Die Forderungen der Demokratie erfüllt, Volksrechte im weitesten Umfang bewilligt, der Kaiser gewissermaßen „Präsident" im Rahmen einer republikanisch-demokratischen Verfassung und damit alle Grundlagen zu noch weiterem „freiheitlichen Ausbau" gegeben, was wollte man noch mehr? Nun ja, in gewissen Kreisen wollte man eben und will auch noch heute die wahnsinnige und verbrecherische, durch kein geschichtliches und logisches Recht begründete, jedem edlen Volks- und Menschentum ins Gesicht schlagende „Diktatur des Proletariats".

An dieser verbrecherischen Krankheit leiden wir nun seit Monaten und ebenso an der Unfähigkeit dessen, was man heute bei uns „Regierung" nennt, sie zu heilen.

Milliardenwerte sind durch dieses wahnsinnige Treiben schon verwüstet, sittliche Kräfte verdorben, der Bestand Deutschlands ist fast in Frage gestellt.

Seine Daseinsmöglichkeit ist nur dann sicher, wenn dies politische Verbrechertum, in solcher Revolution verkörpert, mit Stumpf und Stiel ausgerottet wird. Das völkische Wachstum vollends ist in weite Ferne gerückt.

Es kann erst dann wieder eintreten, wenn alle Volkskreise sich mit Ekel und Abscheu wenden von den Ideen dieser

„völkerbefreienden Revolution", die mit schmählichem Landesverrat begann und dann nach russischem Muster der durch den Krieg geschwächten Heimat nahezu den Rest gab.

Pöbel.

> Die Freiheit hab ich stets im Sinn getragen;
> Doch haß ich eins noch schlimmer als Despoten,
> Das ist der Pöbel, wenn er sich den roten,
> Zerfetzten Königsmantel umgeschlagen.
>
> E. Geibel.

Sobald eine Revolution ausbricht, ist der Pöbel da. Wie die Geier um das Aas sammelt er sich um die Trümmer des niedergebrochenen Staates. Mögen die eigentlichen Führer, die den Umsturz der bislang bestehenden staatlichen Verhältnisse aus gewissen „ideellen" Gründen wünschen, auch diesen Mob verabsche en und selbst durch ihn leiden oder zum mindesten große Unbequemlichkeiten haben: sie müssen mit ihm rechnen schon *vorher* bei dem Planen eines gewaltsamen Umsturzes und ebenso *während* der Revolution.

Diesen süßen Pöbel, von dem wir früher nur gehört oder gelesen hatten, bekamen wir in Deutschland nun auch weidlich zu schmecken, und ein Mensch mit geschichtlichem Sinn wird sich darüber wohl kaum gewundert haben. Nur gänzlich verstiegene sozialistische Schwärmer konnten von einer „unblutigen und unbefleckten Revolution" träumen.

Dennoch können wir etwas daraus lernen.

Auch dieser Pöbel legt sich eine Art Rechtsgrund für sein wüstes Vorgehen zurecht. Die hyänengleichen Weiber, welche Brot- und Kleiderläden mitstürmen und in grauenvollster Unzucht unter die Stufe des Tieres herabsinken, die halbwüchsigen, kaum der Schulbank entwachsenen Lausbuben, die im Bunde mit ergrauten Zuchthäuslern den wildesten Instinkten freien Lauf lassen: sie alle betrachten sich als Vollzieher der *Menschenrechte* und Rächer *sozialen Unrechts*.

Höhnend weisen sie auf den Mammonismus, die Sittenlosigkeit, Religionsheuchelei, Ichsucht der oberen Kreise. Jeder besonders schwere Einzelfall wird stark verallgemeinert.

Selbstverständlich kann dieses Gesindel nur durch Maschinengewehre überzeugt werden.

Aber durch ihr Knattern höre ich dennoch das Wort des Evangeliums: „Ärgernisse werden sein; aber weh' dem, durch welchen Ärgernisse kommen!“ War bei uns in Deutschland nicht seit Jahrzehnten der Materialismus obenauf? Hatten wir nicht — nach dem ernsten Wort Theodor Storms — einen „Pöbel aller Sorten, der um die goldnen Kälber tanzte“? Gab es bei uns nicht genug Rohlinge in Frack und weißer Weste? Das Revolutionsgesindel der Straße ist nur die Kehrseite jener Medaille, deren Vorderseite Gottlosigkeit und Diesseitssinn eines erheblichen Teils der sogenannten führenden Stände ist. Alle Wässerlein — auch die trüben — fließen von oben nach unten. Man rede doch nicht immer von unserer „vorzüglichen sozialen Gesetzgebung“. Gewiß hatten wir die, besser als bei einem andern Volk. Aber ebenso zeigte ein großer Teil der deutschen Oberschicht einen unheildrohenden Abstieg vom Idealismus ins Gemeine und die Niederungen seelischer Verfassung.

Dafür haben all die, welche in mehr als leichtfertiger Weise die Gefährlichkeit solchen Treibens nicht einsehen wollten, eine furchtbare Quittung bekommen.

Vielleicht verhilft uns der deutsche Revolutionspöbel zum kategorischen Imperativ Kants.

············

Herdenvieh.

Was tust denn du? . . .
Ich gehe mit den andern.
Faust 1.

Der Pöbel ist schlimm, meine Brüder, aber das Herdenvieh ist noch schlimmer. . . .

Dumpf, stumpf und tonlos trottet es seinen Weg, kauend und wiederkauend. Da wir gerade in diesem Bilde sind: die politische Weisheit des deutschen Durchschnittsbürgers bestand in andächtigem Wiederkäuen der ihm von seinem Leibblatt vorgesetzten Speise. Eine dem Leithammel folgende, auf

jedes eigene Urteil verzichtende Herde. Sven Hedin wundert sich, daß viele Deutsche auf das feindliche Manöver hereingefallen sind und wirklich glauben, Deutschland sei Schuld am Kriege. O nein! da ist nichts zu wundern. Nachdem einige große Zeitungen und einige „große führende Männer" mit diesem Gedanken mehr oder minder deutlich spielen, finden sie ihre gläubigen Nachtrotter. Selbstverständlich will ich damit nicht im geringsten die Unfähigkeit unserer Diplomatie entschuldigen, die der jahrelangen feindlichen Einkreisung ziemlich hilflos gegenüber stand und „die Schuld der Dummheit" auf sich lud.

Herdenvieh gibt es in allen Ständen und in allen Schichten der Gesellschaft. Aber der gebildete Mensch, meinst du, gehört doch nicht dazu. Nein, natürlich nicht. Nur weiß ich nicht, wen du darunter verstehst. Wenn du damit schlechthin jeden meinst, der auf der Universität „studiert" hat und dann in irgend einem akademischen Beruf sein Dasein fristet, hold umwoben von Stammtischfreuden und Kastenwesen, dann sage ich dir, gerade unter ihnen gibt es hervorragende Vertreter dieser Gattung.

Und dann die wüste Masse in den Volksversammlungen, urteilslos, von keiner Sachkenntnis angekränkelt, ein Spielball in der Hand geschickter und ehrgeiziger Demagogen.

Und dann die vielen Feiglinge, die — nach dem bekannten Wort Bismarcks — keine „Zivilkurage" haben, um trotz besserer Einsicht ihrem Leithammel entgegenzutreten.

In ruhigen Zeiten ist der Herdenmensch nicht gerade staatsgefährlich. Man nennt ihn sogar tüchtigen Arbeiter, wackern Bürger, strebsamen Menschen. Sein richtiger Sammelname: Spießer.

Aber in unruhigen und gefahrvollen Zeiten, bei der Schicksalswende eines Volkes, wo es sich um Sein oder Nichtsein handelt, da kann er zum Verderben werden.

Das haben wir in Deutschland erlebt.

Was hat doch mal der große Demokrat und feinsinnige gottbegnadete Dichter Gottfried Keller, Staatsschreiber von

Zürich, über das Herdenvieh gesagt? Hören wir in Andacht seine Worte:

„Der große Haufe der Gleichgültigen und Tonlosen muß aufgehoben und moralisch vernichtet werden; denn auf ihm ruht der Fluch der Störungen und Verwirrungen, welche durch kühne Minderheiten entstehen."

············

Ein Narrenlied.

Sei er kein schellenlauter Tor!
Faust 1.

Hast du sie klingeln gehört durch die Lande wie Fastnachtsnarren, diese schellenlauten Toren? Sicher, du hörtest sie und — lachtest ihrer. Wähntest, einem arbeitsfreudigen und nachdenklichem Volk könnten sie nichts schaden und es müßte auch solche Käuze geben.

Es ist aber anders gekommen.

Diese Käuze und Narren haben dem Deutschland Bismarcks den Todesstoß versetzt. Galizische und russische Juden, struppige und ruppige Kaffeehausliteraten, verbummelte Studenten, größenwahnsinnig gewordene Schuster und Schneider haben sich zeitweilig zu Ministern aufgeschwungen, und Ströme Bluts sind ihretwegen in Revolutionskämpfen geflossen.

Man faßt sich an den Kopf und fragt, wie so etwas in Deutschland möglich sein konnte. Wie dieses Gelichter, sonst eine ständige Zielscheibe für Witzblätter, einen derartigen Einfluß gewinnen durfte.

Als Antwort bekommt man fast immer: Hunger und Kriegserschöpfung. Ich bin der letzte, dies nicht zu berücksichtigen. Aber ganz stimmt es nicht. Es gibt wohl einen Säufer-, aber keinen Hungerwahnsinn, und es waren doch Deliranten, die diesen Deliranten Heerfolge leisteten.

Die Sache liegt tiefer, und wir tun gut uns daran zu erinnern.

Alle diese wüsten Obernarren fanden nämlich einen schon in langen Friedensjahren gut zubereiteten Boden für ihre

Heldentaten vor. Schellenlaute Toren waren landauf landab durch Städte und Dörfer gezogen, um das Licht ihrer winzigen Hirnlein leuchten zu lassen. Sie pochten auf ihre Oberbonzen, die im Parlament und in Zeitungsstuben saßen. Lustig erklangen ihre Glöcklein: Vaterland, deutsches Volkstum, Pflicht, Ordnung, Treue, völkische Wehrkraft — alles abgestandene Begriffe. Dafür malten sie in wahrhaft idiotischer Unbefangenheit den Zuhörern Schlaraffenländer und märchenhafte Wolkenkuckucksheime vor die Augen: den Staat der Zukunft. Sie die Tüchtigen und Wahren, alles übrige Geschmeiß.

Jetzt liegen die Ober- und Friedensnarren selbander in grimmer Fehde. Mir scheint, die Obernarren haben Recht. Sie sind die Folgerichtigen, und auch der Wahnsinn hat seine Methode.

Die Sache wäre zum Lachen, wenn .... ja, wenn nicht die unterwühlende Tätigkeit dieser schellenlauten Toren die Schlagkraft unseres Heeres zersetzt, das letzte nationale Aufflammen verhindert und durch die verbrecherische Revolution das Vaterland vollends bis zum Rand des Verderbens gebracht hätte.

Das Schellengeläute ist ein Totenglöcklein geworden.

············

Thron und Altar.

Heil'ge Ordnung, segensreiche Himmelstochter!
Schiller.

Die Throne und Thrönlein hat man jetzt in Deutschland umgestürzt, und an den Altären wird kräftig gerüttelt. Aber diese werden wohl so leicht nicht wanken, und die in ihnen verkörperte Idee ist überhaupt nicht zu zerstören. Die kann man einfach nicht „umbringen". „Der im Himmel sitzet lachet ihrer, der Herr spottet ihrer" (Ps. 2). Das sehen sogar Leute ein, die zwar selbst von dieser Idee nicht im geringsten durchdrungen sind, aber dennoch soviel Einsicht und auch Gerechtigkeitsgefühl besitzen, um deren Einwirkung auf die Gemüter ungezählter Volksgenossen nüchtern zu erwägen.

Am schönsten aber ist, daß all die „Thron- und Altarstürzler" später selbst ohne diese von ihnen bislang bekämpften Gewalten nicht auskommen werden.

Die siegreiche Sozialdemokratie, jahrzehntelang im wildesten Kampf gegen staatliche und kirchliche Macht gestanden, ist nun zum Regieren gekommen. Die Herren haben damit schon traurige Erfahrungen gemacht und einsehen müssen, daß das nicht so einfach ist. Ein großer Teil ihrer früheren Anhänger bäumt und schlägt wild aus, will sich garnicht, aber auch wirklich garnicht regieren lassen. Anfangs versuchte man den Leuten mit Liebe zu kommen, mit „Verhandeln" und beschwörenden Bitten. „Ich kann doch nicht gegen Streikende Maschinengewehre auffahren lassen." Später konnte man es doch, weil man es mußte. Diese schwächliche, aus bornierten sozialistischen Ideen und aus Feigheit entsprungene, den Erfahrungen der Jahrtausende ins Gesicht schlagende Haltung der Regierung ist wohl unter vielem Jämmerlichen das Jämmerlichste und Verächtlichste, was wir vom neuen Kurs zu schmecken bekamen. Mit neuen Milliarden hat es das deutsche Volk bezahlen müssen. Heute scheint man — wenigstens in etwa — den uralten Lehrsatz endlich begriffen zu haben: keine Regierung ohne Macht. Nun, der Thron war schließlich auch nichts anders als ein Symbol der für jeden Staat erforderlichen Machtfülle.

Bald werden die Herren dann weiter einsehen, daß ohne die „Idee der Altäre" das Volk noch wilder und wüster wird, und wir in einen Zustand des „Kampfes aller gegen alle" ganz folgerichtig hineinkommen müssen, wenn nicht die segensreiche Himmelstochter, die heilige Ordnung, die Menschen zu freiwilligem Gehorsam gegen göttliche und staatliche Gebote veranlaßt und die Idee der Pflicht, der sittlichen Tat von neuem in den Herzen lebendig wird.

Das aber predigen vornehmlich die Altäre. Ohne Macht und ohne Sitte kann kein Staat bestehen.

Der jahrzehntelange wüste Kampf der Sozialdemokratie gegen „Thron und Altar" hat breitesten Volksschichten das

Gefühl dafür aus den Herzen gerissen und auch dadurch — wie wir es heute zu unserm Leidwesen erfahren müssen — ungemein kulturfeindlich gewirkt.

....

Despotismus der Menge.

Platz, süßer Pöbel, Platz!
Faust 1.

Diktatur des Proletariats!

Unter diesem Losungswort wollen also Bolschewiken und Spartakiden ein paradiesisches Zeitalter heraufführen. Es ist selbstverständlich, daß diese Neuauflage der Pariser Kommune von 1871 der reinen Demokratie so schroff wie möglich widerspricht.

Dennoch haben Liebknechteaner und Unabhängige nicht ganz unrecht, wenn sie jetzt der Mehrheitssozialdemokratie eine Verleugnung ihrer Grundsätze vorwerfen. Der alte Bebel hat mehr als einmal der Pariser Kommune zugejubelt, er war ein bewußter Vertreter des Klassengegensatzes und eifriger Schürer des Klassenhasses, und das Marxistische Programm zielt mehr oder weniger auf die reine Kommune ab. Wieder einmal erleben wir's, daß — wie bei jeder Revolution — die sogenannten „Gemäßigten" von der radikalen Richtung scharf bekämpft, vielleicht auch verschlungen werden. Die Geister, die sie riefen, werden die um Scheidemann nicht so leicht los werden.

Setzen wir uns mit dem Gedanken auseinander.

Diktatur des Proletariats!

Im ersten Stadium des Durchdenkens wollen wir manchem seiner Vertreter eine Spur von' Vernunft nicht aberkennen. Wenn nämlich ehemalige Zuchthäusler, Dirnen und anderes verkommenes und arbeitsscheues Gesindel jetzt behaglich schmunzeln und zu den bisherigen „Reichen" sagen: heraus aus euren Häusern, herunter von euren Sesseln, „Krieg euren Palästen", dann ist das in etwa zu verstehen. Wenn — wie in Rußland — ehemalige Offiziere und hohe Beamte die Straße kehren und der frühere arme Mann als jetzt Reicher

das mit Wonne ansieht, dann entspricht das den Wünschen des „zielbewußten Proletariats" dieser Sorte.

Aber wie lange, meine Herrschaften, wird das wohl dauern und ihr werdet ebenfalls abgelöst, bis schließlich alles Proletariat wird. Ich weiß, ich weiß: das wollt ihr eben, um dann den kommunistischen Staat einzurichten, wo „Privateigentum Diebstahl" ist und der Staat jedem das Gleiche und Seine auf Grund der Arbeitspflicht geben wird. Grund und Boden, Kleider, Schuhe, Essen, Trinken usw.

Ich gehe euren Gedanken nach und nehme einmal an, das könnte sein. Aber was wollt ihr machen, wenn ihr nun unter den kommunistischen Staatsbürgern wieder Fleißige und Faule, Begabte und Unbegabte, sittlich Tüchtige und Verkommene wiederfindet?

Wie denkt ihr euch überhaupt das „Regieren" eines solchen Staats? Denn irgend eine Vertretung, irgend eine Spitze muß er doch haben. Die Bolschewisten in Rußland regieren sogar sehr schneidig, ganz im Sinne des von euch so geschmähten „zaristischen Blutregiments", das in dieser Form aber von den letzten Zaren nicht mehr ausgeübt wurde.

Streng genommen kann es in einem kommunistischen Staat überhaupt keine „Regierung" geben. Das Ende, meist schon der Anfang, ist wüstes Durcheinander und Terror.

Und so etwas will man in Deutschland einführen!

Derartiger Wahnsinn findet heute Nachbeter im Lande Goethes und Kants.

Wohin sind wir gekommen!

Apostaten.

Dreht die Fahne, dämpft die Trommel:
Bum, bum! Bim, bam, bum!
Gottfried Keller, Apostatenmarsch.

Das Wort hat einen übeln Klang. Nicht immer ist er berechtigt; ich will zunächst einmal mit seiner Ehrenrettung beginnen. Wenn ein Mensch vom evangelischen zum katholischen Glauben oder umgekehrt übertritt, dann ist er ein Apostat.

Ebenso, wenn er seine finanz- oder sozialpolitische Anschauung einmal gründlich ändert, und so können wir uns noch viele andere Fälle denken. Auf Grund ureigenster Herzensüberzeugung und strengster sachlicher und wissenschaftlicher Forschung haben oft genug hervorragende und charaktervolle Menschen ihre Meinung über diese oder jene wichtige Sache gänzlich geändert. Der Drang nach Wahrheit und Klarheit hat sie dazu veranlaßt, und in diesem Wechsel zeigte sich gerade ihre Charakterstärke.

Das werden aber immer Ausnahmen sein. Die große Menge ist wie ein Rohr, das im Wind hin und her schwankt. Heute „Hosiannah" und morgen „Kreuzige". So war's vor Jahrtausenden, als griechische Dichter von der Wandelbarkeit der Volksmeinung sangen; so zu Jesu Zeiten, und nicht anders ist es heute. In Revolutionsstürmen wird solch ein Gesindel haufenweise an die Oberfläche gespült wie ekle Würmer nach ergiebigen Regengüssen. Namentlich pflegen sich dann auch solche hervorzutun, die früher von widerlichem Byzantinismus überträufelten und nun nicht schnell genug den neuen Herrschenden ihre Hochachtung bezeugen können. Darüber darf man sich nicht im geringsten wundern.

Von einem Apostaten hat man viel in der Zeitung gelesen. Das ist der Bürger Leopold Hohenzollern. (Ich muß annehmen, daß ihn eine andere Bezeichnung tief beleidigen würde.) Als auf dessen Schloß bei Potsdam wackere Gardekavalleristen ins Quartier kamen, wollten sie an Stelle der dort gehißten roten die alte deutsche Fahne aufziehen. Da wurde ihnen bedeutet, daß diese nicht mehr da sei.

Nun ist es ja möglich, daß auch dieser Herr aus reinster vollster Überzeugung und nicht aus elender Feigheit die Fahne gewechselt hat. Ein Schuft, der ihn dann tadelte!

In den vier Kriegsjahren, wo er, ein ehemaliger preußischer General, daheim auf seinen Schlössern weilte, hat er höchstwahrscheinlich diese Zeit der Muße dazu benutzt, um planmäßig eifrigste Studien über den Sozialismus zu treiben, deren Ertrag jenen offenen Bekennermut zeitigte.

Wir haben jetzt auch einen preußischen Philipp Egalité. Ich fürchte nur, der französische war ihm an Geist überlegen. Aber wer kann's wissen, vielleicht wird Bürger Leopold noch ein „Führer der Nation“.

Krämervolk.

Nach Golde drängt,
Am Golde hängt
Doch alles. Faust I.

Ob nicht für Deutschland diese Bezeichnung auch zutrifft?!

Du erschrickst, mein Bruder, und nennst mich einen Vogel, der das eigene Nest beschmutzt. Aber höre doch nur!

Unter Krämersinn versteht man doch gemeinhin jene banausenhafte Gesinnung, die nur aufs Verdienen und weiter nichts als aufs Verdienen erpicht ist. Wie sah es da bei uns aus? Der vielgerühmte wirtschaftliche Aufstieg der letzten Jahrzehnte barg in sich den faulen Kern des Mammonismus. Auch fleißige Arbeit — sie soll den Deutschen nicht abgesprochen werden — schlägt schließlich zum Fluch aus, wenn nicht gleichzeitig mit ihr seelische Werte gepflegt werden. Diese verkümmerten aber zu sehr bei uns.

Trotz unserer Sozialgesetzgebung sah es trübe genug aus mit der Sonntagsheiligung, diesem wahren Prüfstein für ideale oder Krämergesinnung. Der innerpolitische Kampf unserer Parteien spielte sich mehr oder weniger nur unter dem Gesichtspunkt rein wirtschaftlicher Grundsätze ab, was allemal eine große Torheit ist, die über kurz über lang ins Verderben führt. Aufheulte der deutsche Spießer, wenn er in eine höhere Steuerstufe rückte, und nicht leicht zu fassende Bilanzverschleierung galt, wie einst unbemerktes Stehlen der Spartanerknaben, als erlaubte Sache. Manche Gutsbesitzer ließen ihre Arbeiter nur am Sonntag ihr Kartoffeläckerlein bestellen — eine geradezu nichtswürdige Sache! —, und in so und so vielen Kontors der Großstädte mußte am Sonntag in den Morgenstunden „auch jemand da sein“. Dies Gebahren haben viele den „deutschen Fleiß“ genannt, mir ist es stets als erbärmlicher und gräulicher

Stumpfsinn erschienen. Ein dagegen sich aufbäumendes religiöses Gefühl konnte man bei diesen elenden Krämerseelen, wovon es in allen Gesellschaftsschichten gab, natürlich nicht voraussetzen.

Nun haben wir die Quittung darauf bekommen.

Ich will deutlicher sein: sichtbarlich ragt Gottes strafende Hand in unser Volk.

Der Kriegswucher, auch ein Grund unseres namenlosen Unglücks, konnte so nur in einem Volk sich heranbilden, dessen Seele schon vorher verwüstet oder zum mindesten stark angefressen war durch diesen elenden Krämersinn.

Dann kam Spartakus mit seinem Faustrecht und Raubrittertum; Schiebungen, Einbrüche, Bankräubereien sind heute an der Tagesordnung.

Alles eine schnurgerade Entwicklungslinie.

Manch einer, dem heute vor Angst die Hosen schlottern und der dem „Pöbel" flucht, hat auch dazu mitgeholfen.

Und dabei hat er — man denke nur! — sein ganzes Leben lang sich für einen soliden, sehr sparsamen, sehr fleißigen und sehr strebsamen Mann gehalten.

Das ist er wirklich auch gewesen.

············

Im Paradies der Wahnsinnigen.

> Den Teufel merkt das Völkchen nie,
> Und wenn er sie beim Kragen hätte.
> Faust 1.

Eine englische Zeitung brachte unlängst unter dieser Überschrift einen Aufsatz über Zustände in deutschen Großstädten, namentlich in Berlin.

Tanz- und Spielwut, Schlemmen und Zechen zu wahren Fantasiepreisen, karnevalistische Vergnügungen, eine zügellos auftretende Unzucht, täglich sich mehrende Verbrechen: all das und noch manches andere schilderte der Schreiber seinen Lands-

leuten jenseits des Kanals. Endurteil: so betragen sich die Boches in einem nationalen Unglück, wie es kaum jemals in der Weltgeschichte fürchterlicher über ein Volk gekommen ist.

Der Mann hat nur zu sehr recht.

Es sind tatsächlich Wahnsinnige, von allen guten Geistern völkischen und sittlichen Gefühls vollkommen verlassene Menschen. Aber auch hier darf man sich nicht zu sehr wundern. Vorausgesetzt natürlich, daß man die Begriffe von deutscher Treue, deutscher Zucht, deutscher Würde und ähnlichen schönen Dingen als für Deutsche allgemein geltende nun endlich zum alten Eisen geworfen hat.

Bisher hat jede Revolution solche Erscheinungen in sich getragen; warum in aller Welt soll die deutsche eine Ausnahme bilden? Den Machern der Revolution geht das alles wohl sehr gegen den Strich; aber sie halten es für „Kinderkrankheiten", die überstanden werden müssen. Wenn nur die „heilige Flamme der Freiheit" weiter glüht in den Herzen der Zielbewußten, wenn nur die „glorreichen Errungenschaften des 9. November" hochgehalten werden, dann wird sich alles, alles wenden. Herrlichen Zuständen schreiten wir entgegen, und ein Paradies auf Erden wird sich auftun allen bisher Bedrückten und Elenden.

Machtlos, gebunden an Händen und Füßen, sieht der ruhige Bürger diesem ekeln Treiben zu. Kann er nichts, wirklich garnichts dagegen machen?

O doch, er kann etwas, vielleicht sogar sehr viel.

Eltern, die heute Kinder zu erziehen haben, Lehrer und Lehrerinnen in demselben schönen Geschäft, Geistliche und Volkserzieher jeder Art: sie alle können mit flammenden Worten auf diese Schande hinweisen und in die Herzen der heranwachsenden Jugend Ekel und Abscheu hineinpflanzen vor der entsetzlichen Verkommenheit in der Gegenwart. Wie man einst aufhorchenden und empfänglichen Kindern von deutscher Treue und Tapferkeit erzählte, so erzähle man ihnen heute vom Niederbruch all des Hohen, was auf die Dauer das Glück eines Volkes verbürgt.

Auf diesem dunklen Hintergrund leuchten dann um so heller die Sterne, die unsere Jugend in die Zukunft führen sollen.

Das ist die einzige Hoffnung für uns, die wir heute „im Paradies der Wahnsinnigen" zu leben gezwungen sind.

Schwächlinge mit lahmen Taten.

Wahrlich, ich lachte oft der Schwächlinge, welche sich gut glauben, weil sie lahme Taten haben.

Nietzsche, Zarathustra.

O Nietzsche, wenn du in unsern Tagen lebtest, du könntest Freude an ihnen haben!

Bei uns gibt es heute Leute, die „regieren" wollen. So regieren, wie noch niemals Menschen zuvor. In Weisheit, Schönheit und Kraft. Mit Feenhänden wollen sie gleichsam ein Füllhorn von Freiheit, Gerechtigkeit und Güte auf uns, das Volk, ausstreuen.

Und was geschieht?

Große Horden wüster Gesellen lehnen sich gewaltsam gegen dieses „Glück" auf. Sie führen die russisch- jüdisch- asiatische Methode des Bolschewismus ein und verkünden die sinnlose Diktatur des Proletariats. Nun müßte doch jeder halbwegs vernünftige Mensch annehmen, gegen diese grobe Verletzung aller echten Demokratie, gegen diesen wahren Hohn auf alle Ordnung im Staatsleben, gegen dieses Verbrechen an der Menschheit würden unsere neuen Männer mit den allerschärfsten Mitteln vorgehen. Gerade im Dienst der Freiheit, Gerechtigkeit und Güte.

Aber weit gefehlt. Verhandeln, nichts als Verhandeln; Halbheiten, nichts als Halbheiten.

Man sucht nach Gründen für dieses Verbrechen am Aufbau des Staates.

Trauen sich die Leute nicht die Kraft zu, mit diesem Gesindel fertig zu werden? Haben sie nicht genügende Machtmittel in Händen? Läßt ihre Anschauung von wahrer Demokratie nicht Raum für die Erkenntnis, daß man ohne rücksichtslose

Anwendung von Macht tatsächlich nicht regieren kann in dieser argen Welt, auch wenn man das Schönste und Beste für die Menschen will? Mögen sie zu den wirklich großen Demokraten aller Jahrhunderte in die Schule gehen, dann werden sie regieren lernen. Aber schließlich brauchen sie garnicht in weite Fernen zu schweifen: Clemenceau und Lloyd George, diese echten Vollblutdemokraten, dürften ihnen vortreffliche Lehrmeister sein.

Oder — dieser Gedanke muß einem beinahe kommen — ist die Seelenverwandschaft zwischen Mehrheits-, unabhängiger Sozialdemokratie und Spartakidentum doch größer als man gewöhnlich annimmt? Will man sich ein Hintertürchen offen lassen? Denn diese zarte Rücksichtnahme auf die feindlichen Brüder in Verbindnng mit Rohheiten gegen die Anhänger der alten Ordnung gibt doch mancherlei zu denken.

So oder so: Schwächlinge mit lahmen Tatzen.

Dieses Großsprechertum in Verbindung mit Feigheit und Schwäche belastet unser geliebtes Vaterland mit dem Fluch der Lächerlichkeit.

Und wir haben schon an unserm völkischen Unglück genug zu tragen.

Verdeckte Klippen.

Gerade die kleinen verdeckten Klippen am Strande sind der gewisse Untergang.
Eichendorff.

Ich will heute — frei nach Lessing — mit einer „Rettung" auftreten. Und zwar ist es der Krieg, den ich gegen ungerechtfertigte Angriffe schützen muß.

Der Krieg? Aber ich bin doch ein Friedensfreund! Macht nichts; gerade weil ich es bin und auch früher niemals in gedankenlose Kriegsverhimmelungen eingestimmt, niemals geglaubt habe, daß „das letzte Heil" nun durchaus immer im Schwerte liegen muß, gerade darum will ich es tun.

Heute wird der Krieg nahezu für alles verantwortlich gemacht. Die — auch von sozialdemokratischer Seite nicht bestrittene — grenzenlose sittliche Verwilderung des Volkes, die

zunehmende staatliche Unordnung, der gänzliche Mangel an nationaler Würde, die Verrohung der Jugend und was wir sonst zu beklagen haben: all das schiebt man ihm in die Schuhe.

Ich halte diese Ansicht zum mindesten für übertrieben.

Diese furchtbaren Schäden hat der Krieg nur ausgelöst; die Ansätze dazu schlummerten schon vorher in einem nicht gesunden Volkskörper und waren mitten im Frieden durch ein mehr als bedenkliches Schwinden sittlicher Weltanschauung in ihn hineingetragen. Es ist nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen, daß wir in Deutschland auch ohne den Krieg über kurz oder lang in einen bösen Kladderadatsch hineingekommen wären. Die entsetzlichen Leiden der letzten vier Jahre haben allerdings diesen Zusammenbruch beschleunigt und verschlimmert.

Genau so wie der Organismus eines ganz gesunden Menschen sich kräftig wehrt gegen Ansteckungskeime in pestartig geschwängerter Luft, der kranke dagegen sofort angesteckt wird, genau so ist es mit dem völkischen Lebenskörper. Ein sittlich gesundes Volk wäre den in jedem Krieg auftretenden Gefahren und Versuchungen anders begegnet und hätte nach verlorenem Ringen — wir hatten es dabei noch nicht einmal ganz verloren — der Welt nicht dieses Beispiel einer verruchten Revolution gegeben. Verrucht deshalb, weil wohl niemals in der Weltgeschichte eine Revolution unnötiger, sinnloser und für die eigenen „zu befreienden" Volksgenossen verderblicher gewesen ist als die „glorreiche deutsche" vom November 1918.

Daraus ergibt sich eine sehr einfache Lehre.

Entweder gelingt es, Deutschland wieder zu einem sittlich gesunden Volk zu machen und die jetzt so zahlreichen Pestilenzherde gründlich auszuräuchern und zu zerstören: dann wird es mit uns wieder in die Höhe gehen. Oder es gelingt nicht, dann gehen wir vollends unter und werden ein zweites Portugal.

Die schwersten Aufgaben der Regierung — mag sie parteipolitisch sein wie sie will — werden nach geschlossenem Frieden auf dem Gebiet sittlicher Volksertüchtigung liegen.

Vom Hohn der Toren.

Laß dich nicht irren des Pöbels Geschrei,
Noch den rasenden Mißbrauch der Toren.
Schiller.

Alles wahrhaft Große und Gute, Feste und Starke in der Welt ist zustande gekommen unter dem Widerspruch einer blöden Menge, umbrandet vom Hohn der Toren. Zahllos könnte man Belege dafür aus dem Ärmel schütteln, und nicht zum mindesten bietet auch die preußisch-deutsche Geschichte Beispiele genug dafür.

Es ist so gewesen und wird auch immer so bleiben: Geschichte wird gemacht durch kraftvolle Männer von überragender geistiger und sittlicher Bedeutung, durch Genies. Das Genie ist stets einsam; aber dennoch gelingt es ihm häufig, das sofort einsetzende Geschrei des Pöbels und den Mißbrauch der Toren zu überwinden, die allzeit bösen Instinkte der Menge auf ein totes Geleise zu bringen und sich durchzusetzen. Im Fall des Gelingens klatscht dann der eben noch wüst aufheulende Mob den allerlautesten Beifall. Bismarck kannte seine Leute, wenn er beim Berliner Einzug 1871 zu König Wilhelm sagte: „Majestät, wenn es anders gekommen wäre, hätten sie mich an den ersten besten Baum gehängt."

Deutschland hat das tragische Geschick erlebt, in den letzten Friedensjahren und in seiner Schicksalsstunde den überragenden Geist in der Leitung der Regierung entbehren zu müssen.

Es kam was kommen mußte.

Statt einer fortreißenden Persönlichkeit das „Kollegium", statt eines in zielsicherm Schauen plötzlich und rechtzeitig zupackenden starken Willens ein Schwanken und Wanken, das sich vergebens hinter schönen Reden versteckte, und vor allen Dingen statt jener naiven Selbstsicherheit des auf seinen Gott und „das Göttliche in sich" vertrauenden Genies ein ängstliches Schielen nach den Schreiern im Lande, ein Bangen und Buhlen um die Gunst der Wähler.

Die republikanischen Römer ernannten schon vor mehr als zwei Jahrtausenden in Stunden ärgster nationaler Gefahr

einen **Diktator**. Die parlamentarischen Kriegsdemokraten Deutschlands schwatzten in dem Augenblick, wo des Weltbrands Flammen gierig in ihr Haus hineinzüngelten, über dessen innere Neueinrichtung.

Bei den einen, den **Klügeren**, war es — das ist ja heute schon geschichtlich — zielbewußtes Herostratentum im Dienst international-revolutionärer Belange, bei den andern ein würdeloses Eingehen auf des Pöbels Geschrei, dem sie als Führer des Volkes mutig hätten entgegentreten müssen.

Ernst, mitleidslos, mit ehernem Griffel wird einst die Geschichte buchen: das Deutschland Bismarcks ist untergegangen, weil ihm in höchster Gefahr **der Mann** fehlte und das, was man „Regierung“ nannte, sich schieben ließ von „des Pöbels Geschrei und dem rasenden Mißbrauch der Toren“.

••••••••••••

Regentropfen und Unkraut.

> Unzählbar sind diese Kleinen und Erbärmlichen; und manchem stolzen Bau gereichten schon Regentropfen und Unkraut zum Untergang.
>
> Nietzsche.

Das Reichstagsgebäude ist verlaust, und in seinem Innern sieht es aus, als ob Russen und Tataren darin gehaust hätten.

Ein Symbol für das Deutschland von 1919.

Der alte Wilhelm, Bismarck und Moltke haben einst Hammerschläge bei der Grundsteinlegung dieses Baus getan, in dessen Mauern die Revolution ausgerufen wurde und deutsches Elend und deutsche Schande den Höhepunkt erklommen.

Wundert sich jemand darüber?

Dem rate ich, über die Worte Nietzsches nachzudenken: **manchem stolzen Bau gereichten schon Regentropfen und Unkraut zum Untergang.**

Mit Deutschland ist es leider etwas schnell gegangen: siebenundvierzig Jahre. Dafür waren aber Regentropfen und Unkraut gleich im Anfang da.

Daß wir Polen, Dänen und elsässische Französlinge im Reichstag hatten war natürlich und nicht zu ändern, denn wir konnten sie nicht herauswerfen und brauchten es auch nicht. Daß diese „Reichsfeinde“ so und so oft von „deutschen“ Parteien unterstützt wurden und der Mangel an nationalem Instinkt dabei schmerzlich an den Tag trat, das war der deutsche Jammer. Heute schreien viele über die Begehrlichkeit und Undankbarkeit (!) der Polen, die früher Schulter an Schulter mit ihnen standen und für die Not ihrer Brüder in der Ostmark nur kalten Hohn oder zum mindesten kein Verständnis hatten.

Daß ferner im neuen deutschen Reich der aufstrebende vierte Stand sich organisierte und eine politische Partei bildete, war so natürlich wie möglich. Vom christlich-sozialen Standpunkt konnte man ihm nur das Beste wünschen und manche seiner Forderungen glattweg unterschreiben. Daß er aber sofort unter jüdisch-internationale Führung glitt und somit für die wichtigsten Reichsbelange nicht nur kein Verständnis besaß, sondern sie mit Spott, Hohn und Haß begeiferte, hat — trotz der nüchtern gewordenen Stimmung der heutigen Mehrheitssozialisten — seit langen Jahren jene Athmosphäre durch fanatisches Wühlen geschaffen, in welcher die „deutsche Revolution“ mit ihrem feigen Vaterlandsverrat überhaupt entstehen und durch das gleichzeitig mit ihr einsetzende Spartakidentum den ehemals stolzen Reichsbau nahezu zum Untergang bringen konnte.

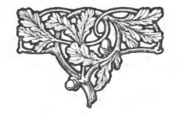
Regentropfen und Unkraut.

Bismarck kannte sie wohl. Aber auch die Entente. In ihren Einkreisungsbestrebungen standen sie als fester Posten der Berechnung. Vielleicht wäre es ohne sie garnicht zum Krieg gekommen, denn die innere Zermürbung, in der man sich nur im Anfang des Krieges täuschte, ließ die Neider und Hasser immer stark hoffen. „Matin“ und „Times“ hatten ihre helle Freude am Wallotbau auch mitten im tiefsten Frieden.

Bismarck hat einmal gesagt, er möchte zwanzig Jahre nach seinem Tod wiederkommen und sehen, was aus dem deutschen Reich geworden.

Ich glaube, er würde vor dem verlausten Reichstags-gebäude nur zwei Worte sprechen:

Also doch!





Steile Pfade.

....

Demokratie.

..... Auf freiem Grund mit freiem Volke stehen.

Faust 2.

I.

Es ist vielleicht kein Zufall, daß manche berühmte Philosophen, Gelehrte und Künstler und viele andere geistig durchgebildete und hochstehende Menschen überzeugte Demokraten und Republikaner waren. Die Sache hört sich nämlich in der Theorie gar nicht übel an, in der Praxis allerdings. . . . Aber hier erhebt schon Kant den Finger und ruft mir — ganz gegen seine Art sogar etwas erregt — drohend und „kategorisch" zu: „Was in der Theorie gut ist, muß auch in der Praxis gut sein."

Wirklich? Bei aller aufrichtigen Verehrung für den Königsberger Weltweisen erhebe ich hier Widerspruch. Doch davon später.

Hören wir zunächst die Gründe offener und ehrlicher Republikaner für die Demokratie. Ihr Beweis ist meistens indirekt, indem sie die Nachteile der Monarchie scharf hervorheben.

1. Jedes „persönliche Regiment" ist ein Unding, weil die erbliche Monarchie keine Gewähr bietet für sittliche und geistige Fähigkeit des jeweiligen Herrschers. Hat doch Bayern jahrelang einen wahnsinnigen König ertragen müssen, und gewisse

„Impulsivitäten exzentrisch veranlagter Personen" können einem Reich großen Schaden zufügen und haben es getan.

2. Die Parlamente helfen dagegen wenig oder gar nicht, wenn nicht eine gänzlich parlamentarische Regierung gewährleistet wird. Ist diese aber da und hat — wie in England — an der Spitze eine nur dekorative erbliche Monarchie, dann ist das mehr als eine schwächliche Halbheit, die jedem ehrlichen Demokraten wider den Strich geht.

3. Gerade in der Monarchie können bevorzugte Kasten nur zu leicht aufkommen und eine schwere Gefahr für das Volk werden, während das in der Demokratie mit ihren wechselnden Präsidenten, Ministerien und parlamentarischen Mehrheiten schon weit weniger möglich ist.

So etwa reden sie und fügen noch folgende positiven Gründe hinzu. Kann man sich etwas Vernunft- und Rechtmäßigeres, Verstand und Gefühl Befriedigenderes denken, als eine aus dem Willen des Gesamtvolkes hervorgegangene Regierung, die unter dem Wahlspruch arbeitet „alles mit dem Volk und durch das Volk und für das Volk"? Es gibt und kann nur eine vernünftig und sittlich begründete Suveränität geben, und das ist die des Volkes. Nicht der Wille des Königs, sondern der Wille des Volkes muß oberstes Gesetz sein, dem sich die Gesamtheit zu beugen hat.

Das alles und noch vieles andere mehr wird ja seit Jahrhunderten zum Lob der Demokratie geredet, und wir in Deutschland haben es in den letzten Monaten unter Schalmeien und Posaunen, Drommeten und — knatternden Maschinengewehren vorgesetzt bekommen. Herein, immer herein, meine Herrschaften!

Introite, nam et heic dei sunt! Tretet ein, denn auch hier gibt es Götter!

Wir wollten schon, wir möchten schon, ja, wir müssen wohl. . . . . Aber . . . . aber . . . .

Demokratie.

II.

> Was ist die Mehrheit?
> Mehrheit ist der Unsinn.
> Verstand ist stets bei Wen'gen nur gewesen.
> Schiller, Demetrius.

Ich komme nun mit meinen — wahrlich nicht geringen — Bedenken.

1. In der Demokratie herrscht die Mehrheit. Gut. Wer aber bürgt dafür, daß diese Mehrheit auch die sittlichen und geistigen Eigenschaften besitzt, um tatsächlich das vornehmste Ziel alles Regierens, die Wohlfahrt des Gesamtvolkes, zu erreichen? Das könnte nur dann der Fall sein, wenn das ganze Volk in all seinen wahlberechtigten Gliedern vollkommene politische und sittliche Reife besäße. Die Demagogen aller Zeiten behaupten das ja, aber ich zweifle, ob sie selbst daran glauben. Jeder ernste Menschenkenner wird anders urteilen, und die Weltgeschichte gibt ihm Recht.

2. Aber nehmen wir einmal das tatsächlich Unmögliche — die politische Reife aller mündigen Volksangehörigen — an. Auch dann kann es ehrgeizigen, begabten und geschickten Demagogen immer wieder gelingen, durch Verdunkelung der Tatsachen und bedenkenlose Aufpeitschung der Leidenschaften das Urteil der Menge zu trüben und ihren — an sich vielleicht nicht schlechten — Willen auf ein falsches und dem Volksganzen verderbliches Geleis zu bringen.

3. Die Klüngel- und Kastenwirtschaft kann in der Demokratie noch allgemeiner und gefährlicher werden als in einer konstitutionell beschränkten Monarchie. Beispiele aus demokratisch regierten Ländern stehen dafür in Hülle und Fülle zur Verfügung. Gerade auch der Kapitalismus feiert in ihnen wahre Orgien. Rasch auf einander folgende Parlamentsmehrheiten und wechselnde Ministerien bringen ihre Leute in große und kleine Ämter. Es ist zum mindesten sehr fraglich, ob bei diesen Stellenbesetzungen immer nach dem schönen Grundsatz der „freien Bahn für die Tüchtigen" verfahren wird oder ob nicht gerade dann die Vetternwirtschaft üppig ins Kraut schießt.

4. Und nun die Minderheit! Selbstverständlich hat

sie sich zu fügen. Das ist nicht bloß demokratisch, sondern auch sittlich berechtigt. Aber wenn die Mehrheit Jahre hindurch die politische und sittliche Anschauung einer — nehmen wir einmal an — nicht unverständigen Minderheit durch dieses bloße Mehrheitsprinzip vergewaltigt, dann ist das auch nicht ganz unbedenklich. Es fehlt die ausgleichende Gerechtigkeit eines obersten Herrschers, der seine Minister auch den Minderheiten entnehmen kann, dessen höchste Beamte vor allen Dingen bei Übernahme ihrer Stellung parteipolitisch streng neutral sein müssen. Hier hapert es schon wieder gewaltig in der Demokratie. Ihre Beamten werden sich nicht bloß dem Staat — das wollen wir anerkennen —, sondern eben so auch ihrer Partei verpflichtet fühlen. **Und dies letztere ist wieder mehr als bedenklich.**

5. Große Teile des deutschen Volkes — unter ihnen gerade auch tüchtige und gebildete — hatten sich bis jetzt viel zu wenig mit der Politik beschäftigt. Leider, denn das ist ein großer Nachteil gewesen. Demokratieen bergen aber in sich die Gefahr einer zu großen Politisierung, und das hat auch wieder seine Schattenseiten, denn bei der großen Unruhe des öffentlichen Lebens, wo es in der Erscheinungen Flucht an festen Polen mangelt, können nur zu leicht wertvolle sittliche Besitztümer verloren gehen. Nicht die Politik an sich verdirbt den Charakter; wohl aber kann die Einstellung des völkischen Gesamtempfindens in sie unter Hintansetzung wichtiger geistig-sittlicher Erziehungswerte große Schäden nach sich ziehen.

Demokratie.

III.

Und jetzt, was nun?
Faust 2.

Und jetzt kehre ich reumütig zu Kant zurück und sage: „Recht hast du doch, du Schlichter und Großer! Was in der Theorie richtig ist, muß auch in der Praxis richtig sein!"

Zum richtigen theoretischen Durchdenken einer Staatsform gehört eben, daß ich dabei in erster Linie die Menschen schaue, auf welche sie angewandt werden soll. Sonst schwebt alles in der Luft. Man darf Entwürfe für Staatsverfassungen nie für Idealmenschen machen, die es einfach nicht gibt, sondern für die Menschen, wie sie wirklich sind, für das Volk, dieses „vielköpfige Ungeheuer".

Weder die Demokratie noch die Monarchie sind an und für sich „falsch" oder „richtig", „gut" oder „schlecht". Auf Grund vernüftigen Denkens wird man niemals als aufrichtiger Mensch solche Urteile fällen können, wohl aber befähigt uns ein gewisser geschichtlicher und sozialer Pragmatismus, eine Art erfahrungsmäßiger Erkenntnis, im Einzelfall bedingt zu entscheiden.

Wenn für die kleine Schweiz die demokratisch-republikanische Staatsform augenscheinlich das gegebene Gute ist, so braucht das für Deutschland noch lange nicht der Fall zu sein. Die Vielheit und Eigenart seiner Stämme, der dadurch bewirkte, oft genug schon verderblich gewordene Hang zur Uneinigkeit und Eigenbrötelei und manches andere mehr sprechen eher für die konstitutionelle Monarchie.

Nun sind viele gegen ihren Willen in die neue Anordnung (oder Unordnung) hineingekommen, und niemand wird das Rad der Geschichte rückwärts drehen können. Aber wer es gut meint mit seinem Vaterland und seine herzinnige Liebe zu ihm nicht von der jeweiligen Staatsform abhängig macht, der wird sich jetzt mit beiden Füßen in die Republik stellen und am Wohl der Heimat mitarbeiten. Gerade die national und monarchisch Gesinnten müssen das in erster Linie tun und namentlich der in einer Demokratie doppelt und dreifach notwendigen poli-

tischen Arbeit sich unter keinen Umständen entziehen. Das bedeutet nicht im geringsten eine Verleugnung ihrer Grundanschauung, wohl aber würde ein zu lauer Betrieb oder gar ein verärgertes Zurückweichen von dieser Pflicht das Vaterland noch mehr jenen schlechten Gewalten überlassen, die es bis an den Rand des Abgrunds gebracht haben und womöglich noch ganz in ihn hineinstürzen, wenn sich nicht starke Gegenkräfte wirksam entgegenstemmen.

Politische Teilnahmlosigkeit christlicher und nationaler Kreise war schon in der Monarchie kaum zu begreifen, in der demokratischen Republik wäre sie ein nicht zu entschuldigendes Verbrechen gegen das Vaterland.

Freiheit.

> Nur der verdient sich Freiheit und das Leben,
> Der täglich sie erobern muß. Goethe.

Ich kann mir keinen vernünftigen Menschen denken, der die Freiheit nicht als eins der höchsten sittlichen Güter ansieht, das mit allen Kräften anzustreben ist. Gewissens- und Religionsfreiheit, politische Freiheit in all ihren Bestrahlungen des öffentlichen Lebens: welcher aufrechte Mann begeisterte sich nicht für sie und sehnte sie nicht glühenden Herzens herbei?

Nun, wir sollen ja jetzt diese Freiheit bekommen. Mit „freiheitlichen Anordnungen" werden wir fast jeden Tag überschüttet und die „vollkommene Freiheit" wird uns versprochen als „segensreiche Errungenschaft der Revolution". Dennoch wird vielen sehr schwül zu Mut bei diesem Freiheitstaumel und nicht zum mindesten gerade auch denen, die recht freiheitlich denken und empfinden. Diese neugebackene Freiheit will sich nämlich garnicht so recht auswachsen, sie trägt im Gegenteil sehr häßliche Züge und Entartungserscheinungen an sich. Viele stehen heute schon auf dem Standpunkt, daß sie unter dem ehemaligen arg verschrienen „Knechtschaftsregime" tatsächlich viel freier als heute waren. Kein Wunder bei dem Massen- und Klassenterror, den Spartakiden und größenwahnsinnig gewordene Arbeiter- und Soldatenräte an vielen Orten ausüben.

Die Freiheit ist ein Märtyrer. Das beweisen die Jahrtausende der Geschichte. Immer haben die Menschen nach den Sternen geschaut, wo die Freiheit wohnt; je und dann wurde sie von einigen Beherzten mit mächtigem Anlauf heruntergeholt, aber im Menschheitsgetriebe verdarb und zerfloß sie wieder und kehrte zurück zu den lichten Höhen.

Das muß doch irgendwie seinen Grund haben und hat ihn tatsächlich auch. Ich finde ihn nirgends so schön und klar ausgedrückt wie in dem Wort des Evangeliums, wo Jesus sagt: „Welche der Sohn frei macht, die sind recht frei". Mit andern Worten heißt das: nur in einer göttlichen Gebundenheit, die uns nicht Sklaven unserer eigenen Leidenschaften werden läßt, können wir wahre *persönliche Freiheit* erlangen. *Dem Herrn dienen ist die größte Freiheit*: dies Wort des Kirchenvaters bleibt durch die Jahrtausende. Fehlt dieser persönlich-sittliche Aufbau, dann fehlt auch jedes Verständnis für *Ordnung*, *Recht* und staatliche *Macht*, alles ganz notwendige Ergänzungsbegriffe wahrer politischer Freiheit.

Diese *evangelische* Freiheit scheint aber wirklich jenen zu mangeln, die uns den „neuen Aufstieg" weisen wollen. Darum bin und bleibe ich sehr mißtrauisch.

Mögen die neuen Männer die „Freiheit" noch so oft im Munde führen und schier davon übertriefen: wenn sie nicht die mit ihr notwendig verbundenen sittlichen Pflichten klar und deutlich betonen, sondern in widerlicher Weise der großen Masse schmeicheln, wird auch die „Freiheit von 1918" gleich vielen ihrer Vorgängerinnen nur ein Zerrbild bleiben.

Gleichheit.

Freiheit und Gleichheit hört man schallen.
Schiller.

Ob ich für die Gleichheit bin, fragst du. Aber gewiß doch.

Nur eine kleine Vorbemerkung muß ich hier wieder machen. Was verstehst du unter Gleichheit? Die Gleichheit vor dem Gesetz (die hatten wir schon), politische und soziale Gleichberechtigung, keine Vorrechte der Geburt und des Standes? Nur ein selbstsüchtiger Tor mit kurzem Augenmaß kann dagegen sein. Es wird ihm nichts helfen, die Tatsachen schreiten über ihn hinweg.

Oder meinst du mehr? Etwa ein Einmodeln der Menschheit nach einer Schablone, eine Gleichheit des ästhetischen und religiösen Empfindens, eine Vernichtung aller berechtigten Eigenart unserer Persönlichkeit, eine kasernenmäßige Erziehung des Menschengeschlechts? Ich sage dir, mein Bruder, dies und manches andere mehr würde uns einem Zuchthausstaat entgegenführen, der eine Hölle auf Erden wäre. Auch die würden es spüren, die heute am stärksten nach „Gleichheit" brüllen.

Höre meine Gründe gegen dieses wahnsinnige Gebahren!

1. Bist du ein Materialist, so mache ich dich auf die Natur als Lehrmeisterin aufmerksam. Welche Fülle von Form und Farbe, welche Mannigfaltigkeit, wie ist das geringste Blatt dem andern nicht vollkommen gleich! Und doch dient alles einem großen Zweck, zu nützen und zu erfreuen! Und bei den Menschen sollte es anders sein?

2. Bist du ein Christ oder hast du wenigstens etwas Verständnis für das Wesen des Christentums, dann erinnere ich dich an die Seele des Menschen. Der Materialist leugnet sie, wird aber nie einen mathematisch sichern Beweis für diese Leugnung bringen können. Diese Seele bildet sich nun unter göttlichem Einfluß zu einer den Träger selbst und weiter auch seine Mitmenschen beglückenden und fördernden Eigenart. Auch in seelischer Beziehung ist ebenso wie in körperlicher niemals ein Mensch dem andern völlig gleich, und gerade diese Verschiedenheit bei gleichzeitiger Bindung an das christliche Sittengesetz ist das Erfrischende im persönlichen Verkehr,

die Grundlage aller Kultur und verbürgt den Fortschritt des Menschengeschlechts.

Man kann sich nichts Öderes und Trostloseres ausdenken als einen vollkommenen „Gleichheitsstaat". Bitte: ausdenken! Denn zu verwirklichen wäre dieser Gedanke niemals, es sei denn in ganz kleinen Anfängen.

Die menschliche Natur würde sich mächtig gegen diese Unvernunft aufbäumen, und das System in sich bald zusammenbrechen.

Heute laufen viele bei uns herum, die trotzdem etwas derartiges in Deutschland einführen möchten. Daß sie hier überhaupt Anhänger finden können, zeigt — von allem andern abgesehen — einen Tiefstand politischer Einsicht, wie man ihn trauriger nicht denken kann.

Denn Bolschewismus ist Wahnsinn.

Brüderlichkeit.

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.
Goethe.

Man darf wohl kaum ein Wort darüber verlieren, daß brüderliche Gesinnung ein hauptsächliches Kennzeichen des wahrhaft vornehmen Charakters ist. Eine Brüderlichkeit, die nicht bloß je und dann Barmherzigkeit erweist dem in bittere Not Geratenen oder einem, der uns schweres Unrecht zugefügt, sondern die sich gleich bleibt in Freudlichkeit, Güte und Milde gegenüber unsern Mitmenschen. Also das gerade Gegenteil der Selbstsucht und des Hochmuts. In den Dreiklang der einst von der französischen Revolution erhobenen und seitdem zum Feldgeschrei ungezählter Millionen gewordenen Forderung „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit" scheint mir letztere allerdings insofern nicht ganz zu passen, als sie meines Erachtens weniger eine politische als eine ethische Frage ist. Politisch nur insofern, als jede soziale Gesetzgebung natürlich vom Geist der Bruderliebe durchweht sein muß. Aber die wahrhaft brüderliche Liebe kann sich nur voll auswirken im Verkehr von

Mensch zu Mensch und nicht gesetzlich eingeimpft werden. Sie ist eine persönlich-sittliche Frage allerersten Ranges.

Soll ich noch darauf hinweisen, daß die ganze Botschaft Jesu und seiner Apostel besonders eindrucksvoll diese Brüderlichkeit den Menschen ans Herz legt?

Und damit komme ich zu folgendem Ergebnis.

Wenn heute Bolschewiken und Spartakiden unter Strömen von Blut und zügellosen Haßausbrüchen diesen Dreiklang in die Welt posaunen, wenn die „alte" Sozialdemokratie auf ihre Weise das Jahrzehnte hindurch getan hat, dann ist es nur sehr begreiflich, daß er sehr vielen unangenehm in die Ohren fällt und sie davon nichts wissen wollen.

Auch ich will in dieser Aufmachung davon nichts wissen. Aber ich weiß es wohl: alle Ideale, auch die heiligsten, schönsten und erhabensten, verblassen und verderben gar unter der Hand unwissender und verkommener Toren.

Nichtsdestoweniger sind und bleiben sie Ideale, wohl wert, daß die höchsten und edelsten Geister um ihre richtige Verwertung im Weltgetriebe sich heiß mühen.

Eine uralte Forderung des Christentums ist zu einem lächerlichen und gefährlichen Popanz hirnverbrannter Gesellen geworden, welche ihre tiefe Schönheit nicht erkennen können oder — wollen.

Fragst du mich nun, ob ich für diese Losung eintrete?

Ich sage dir: ja und tausendmal ja!

Und „wenn die Welt voll Teufel wär'", wenn der Wahnsinn noch größere Orgien feierte und schließlich alles drunter und drüber ginge: ich kann nicht anders, ich trete jederzeit ein

für Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit!

In der Gesellschaft Jesu und seiner Apostel kann ich es wohl wagen.

Vom ewigen Frieden.

Träumt ihr den Friedenstag?
Faust 2.

Kants Schrift hatte ich während des Krieges zweimal gelesen; in diesen Tagen, wo so viel von „Völkerbund" und „ewigem Frieden" die Rede ist, greife ich wieder zu ihr.

Trotz mancher Klarheit und Schönheit kann sie mich nicht restlos befriedigen und ich glaube, daß auch Kant selbst, gerade weil er ein scharfer Denker war, von einer gänzlichen Erschöpfung dieses schwierigen Problems durch seine Untersuchung nicht überzeugt gewesen ist.

Namentlich um einen Punkt komme ich nicht herum.

Daß Mammonisnus, Eigennutz, Habsucht, Bosheit und viele andere schlimme Dinge Gründe zum Kriege sind weiß nachgerade jedes Kind. Sie alle wurzeln im Herzen der Menschen. So lange es also schlechte Menschen gibt — und sie werden immer da sein — ist die Möglichkeit der Kriege nicht ausgeschlossen. Die republikanisch-demokratische Verfassung, die Kant als Grundlage des ewigen Friedens preist, wird und kann keinen sichern Schutz bieten.

Ferner: sind nicht Revolutionen ebenfalls Kriege und zwar solche schlimmster Art? Sie aber wurzeln erst recht in der Bosheit und Tücke des menschlichen Herzens.

Es steht also trübe aus mit dem ewigen Frieden, und die Annahme, daß „dieser Krieg der letzte gewesen", steht auf schwachen Füßen.

Dennoch bin ich ein Friedensfreund.

Nicht Pazifist im landläufigen Sinn, aber mit herzwarmen Interesse für das große sittliche Problem der Kriegsbekämpfung. Mit allen nur möglichen Mitteln, durch großzügigste Organisationen zwischenvölklicher Art wie durch Einzelbeeinflussungen in Friedensgesellschaften, muß dahin gewirkt werden, daß tatsächlich im persönlichen wie im Volksbewußtsein der Krieg als Unheil und Fluch des Menschengeschlechts dasteht. Ein Unheil, das nur dann — um ein Wort Moltkes zu gebrauchen — „ein letztes vollkommen gerechtfertigtes Mittel" wird, wenn es gilt „das Bestehen, die Unabhängig-

keit und die Ehre eines Staates zu behaupten". Weiter sagt derselbe Moltke: „Hoffentlich wird dies letzte Mittel bei fortschreitender Kultur immer seltener in Anwendung kommen". Dies Wort des großen Mannes mögen sich doch alle die hinter die Ohren schreiben, die immer mit seinem Ausspruch anrücken, daß „der ewige Friede ein Traum und nicht einmal ein schöner wäre und der Krieg ein Element in Gottes Weltordnung". Ja, gewiß, ebenso ein Element wie Seuchen, Alkohol, Unzucht, Syphilis und andere Übel. Gegen die kämpft man doch, obwohl kein vernünftiger Mensch daran glaubt, daß sie jemals gänzlich auszurotten sind, warum soll man es mit dem Krieg nicht ebenso machen?

Daran hat es bei uns sehr gefehlt. Man hat früher zuviel vom „frischen, fröhlichen Krieg" geredet und zu sehr mit dem Säbel gerasselt, obwohl man den Krieg selbst wahrlich nicht wollte. Das war ein Unsinn und Widerspruch in sich selbst. Im Haager Friedenspalast hätte Deutschland auch geschickter auftreten können.

Wenn aber einem Volk ein Friede unter Bedingungen aufgezwungen wird, die mehr als ungerecht und unerträglich sind und die so — nach den Worten Kants — „den Stoff zu einem künftigen Krieg" enthalten, nun, dann wird auch der aufrichtigste und edelste Pazifist einsehen, daß in dieser sündhaften Welt die Idee des ewigen Friedens wieder einmal ein Traum gewesen ist. Aber ein schöner. Denn von den „edelsten Tugenden, die sich im Krieg entwickeln" wird wohl niemals wieder ein Mensch zu reden wagen trotz aller Heldentaten im Weltkrieg.

Völkerbund.

> Weg! das Hassen; weg! das Neiden;
> Sammeln wir die klarsten Freuden,
> Unterm Himmel ausgestreut!
>
> Faust 2.

Der Völkerbund ist die natürliche Voraussetzung für einen dauernden Frieden. Ein Völkerbund, der sich nicht bloß auf Handelsverkehr festlegt oder gegenseitige Sicherheiten zum Schutz geistigen und materiellen Eigentums schafft — das war schon vor dem Krieg da —, sondern eine ständige, allgemein anerkannte Einrichtung eben zu dem ausgesprochenen Zweck, Kriege unter allen Umständen zu vermeiden. Dies geschieht durch eine ständige Überwachung der zwischenvölkischen Beziehungen und, falls irgend welche zwietrachtdrohende Wölklein sich zeigen, durch Einsetzen von Schiedsgerichten, deren Spruch sich die Beteiligten unbedingt zu fügen haben.

Man sieht, keine neue Idee. Aber sie ist gut. Es ist auch gar nicht nötig, immer Neues zu erdenken; die Menschheit würde gewaltig voranschreiten, wenn sie an das alte Gute, um das Jahrhunderte vergeblich gekämpft, endlich einmal herzhaft heranträte und es verwirklichte. Es ist eine wahrhaft teuflische Redensart „das hat man schon so oft versucht und es ist nicht gelungen, also — wird es uns auch nicht gelingen."

Auf die Einwände brauche ich wohl nicht einzugehen. Es sind teilweise dieselben wie die gegen den „ewigen Frieden". Wenn ein Volk sich nicht dem Schiedsspruch fügt und andere mit sich reißt, wenn Revolutionen den ganzen Ring sprengen und anderes mehr. Gerade Europa mit seinen zahllosen Nationen und Natiönchen, deren Kulturstandpunkt ein sehr verschiedener ist, ist ein schwieriger Boden. „Amerika, du hast es besser!" Das an sich durchaus berechtigte Nationalgefühl ist durch seine Verstiegenheit bei den meisten europäischen Völkern zu einem Krebsgeschwür geworden, während Deutschland, dem seine Feinde dies vorwerfen, zu seinem Schaden immer mehr kosmopolitisch gewesen und — heute es erst recht ist.

Also: versuchen wir es einmal ehrlich mit dem Völkerbund!

Zunächst werden wir allerdings gar nicht einmal hineingelassen, geschweige daß wir als gleichberechtigte Glieder angesehen würden.

Wenn sie es aber endlich doch tun und Deutschland dasselbe Recht wie Montenegro und Tschechien zubilligen, dann wollen wir weiter zusehen.

Mir kommt dabei ein Bild, ein recht derbes.

Drei Jungen haben ihren vierten Schulkameraden überfallen und weidlich durchgebläut. Nach einiger Zeit vertragen sie sich wieder und fordern ihn zum Weiterverkehr auf. Freudig kommt er und vertrauenden Herzens. Bald aber merkt er, daß er in alter Weise boshaft gehänselt und mißhandelt wird. Da ergreift ihn eines Tages sinnlose Wut, er springt allen an die Kehle, bringt ihnen schwere Verletzungen bei und wird natürlich auch wieder sehr zerschunden. Das ganze Spielzimmer wird dabei arg verwüstet. —

Manche „heilige Allianzen", für „ewige Zeiten" gegründet, sind nach kurzer Zeit in die Brüche gegangen. Das soll jetzt vermieden werden, indem nicht einzelne, sondern alle Völker einen Bund schließen.

Geht dieser Weltbund einmal in die Brüche, dann dürfte von der „Welt" nicht mehr viel übrig bleiben.

Möchte ein günstiger Stern ihm leuchten!

Von ganzem Herzen bin ich für den Völkerbund.

Partei.

Zuletzt, bei allen Teufelsfesten,
Wirkt der Parteihaß doch zum besten,
Bis in den allerletzten Graus;
Schallt wider-widerwärtig panisch,
Mitunter grell und scharf satanisch,
Erschreckend in das Tal hinaus.
Faust 2.

Nur zu wahr sind diese Goetheschen Worte; wer wollte ihre Richtigkeit bezweifeln? Oft genug haben wir schon früher Proben dieses wüsten Parteihasses zu sehen und schmecken bekommen, und in der Republik werden die Leidenschaften sich noch wilder und zügelloser austoben. Ganz abgesehen davon, daß bei uns Deutschen Partei- und Zersplitterungssucht ein nationales Erbübel ist.

Also, dürftest du vielleicht meinen, ich würde jetzt gegen die „Partei" etwas oder womöglich sehr viel sagen. Solch' ein reiner Tor bin ich denn doch nicht. Im Gegenteil: wenn mir jemand mit der Redensart kommt, „er stehe über den Parteien", weil er nur für das Vaterland sei, dann pflege ich ihn sehr mißtrauisch anzusehen. Nur Dummköpfe oder verschwommene Träumer reden so. Politische Meinungen können eben nur in der — mehr oder minder scharf „zugespitzten" — Form einer Partei ausgefochten und gegebenen Falls in die Tat umgesetzt werden. Wer da nicht mitmacht, versündigt sich schwer am Vaterland. Viel ist hier gefehlt worden gerade auch in Kreisen, die sich mit Vorliebe „staatserhaltend" nannten; ein weiteres Lässigsein nationaler und christlich empfindender Gesellschaftsschichten würde die Gesundung unseres schwer kranken Vaterlandes in weite, weite Ferne ziehen oder womöglich seinen völligen Untergang herbeiführen.

Und dennoch gebe ich den Träumern in etwa Recht und nähere mich ihrem Standpunkt. Gerade als „eingeschriebener Parteimann" bin ich ein entschiedener Gegner alles Parteigötzentums. Daran krankten wir schon; in der Demokratie wird sich — wie in allen demokratischen Ländern — diese Krankheit bald zu einer Seuche entwickeln. Berufspolitiker sind nicht zu entbehren, und dennoch ist es ein Jammer, wenn

nahezu das ganze Parlament aus solchen besteht; Parteifanatismus und -herrschsucht verspritzen ihr Gift ins gesellschaftliche Leben; Lüge, Verleumdung, Ehrgeiz und viele andere „große Schanden und Laster" stellen sich nur zu leicht im Gefolge der Parteipolitik ein. Hier gilt es gerade für den sich der Partei bewußt Anschließenden, nie das große Menschheitsziel aus dem Auge zu verlieren, nach höchst möglicher sittlicher Vollkommenheit zu streben und diesem Hochziel auch die Parteiarbeit unterzuordnen. Wer so steht, dem „wird die Politik nicht den Charakter verderben". Gewöhnlich tut sie das nur solchen an, deren Charakter überhaupt nicht mehr viel zu verderben ist.

Anlehnend an das bekannte Wort möchte ich gerade als Parteimann sagen: nicht bloß der Dichter, sondern jeder anständige Mensch

steht auf einer höhern Warte
als auf der Zinne der Partei.

Frauenstimmrecht.

.... Wählerinnen sind sie nicht.
Faust 2.

O ja, sie sind es geworden.

Allerdings in einem anderen Sinn als Goethe es hier meint und sie werden es voraussichtlich immer bleiben. Die Politisierung der Frau wird nicht mehr rückgängig zu machen sein.

Soll man sich dessen freuen oder es bedauern?

Ich kenne wohl die schweren Bedenken, die gerade auch aus ernsten Frauenkreisen dagegen erhoben werden, und dennoch bin ich heute dafür. Nicht bloß aus Gründen, die der augenblicklichen Zeitlage angepaßt sind und weil „dagegen vorläufig nichts zu machen ist", sondern Erfahrungen und Beobachtungen anderer Art sind für meine Ansicht maßgebend.

Auf eine hochgebildete und ernste Frau mußte es doch geradezu niederdrückend wirken, wenn sie das Wahlrecht in der Hand so und so vieler männlicher Trottel sah, die für diesen Vorzug weiter nichts als ihr Geschlecht in die Wag-

schale werfen konnten. Und das Verhalten nicht weniger Männer der deutschen Oberschicht, die in langen satten Friedensjahren „keine Zeit" für Politik hatten und eine beschämende Unwissenheit darin bekundeten, ja nicht einmal ihre Wahlpflicht ausübten, hat mancher wackern deutschen Frau Ausdrücke lebhaften Unwillens entlockt.

Nun kann sie selbst mithelfen am Aufbau des Staates.

Die infolge besonderer sozialer Umstände reißend schnell vorschreitende Entwicklung der Frauenfrage in den letzten Jahrzehnten mußte naturgemäß diesen Abschluß haben, den Krieg und Revolution dann noch beschleunigten. Nachdem die Frau gleichwertige Mitwerberin des Mannes in vielen Berufen geworden ist, darf sie auch politische Gleichberechtigung beanspruchen. Das den Frauen einst zugerufene Wort, „sie möchten sich um die vier K's kümmern", hätte besser nicht gesprochen werden sollen. Kinder! Und die Unverheirateten? Küche! Wer hat aber immer Gelegenheit zu eigner Wirtschaft? Kleider! Die Frauen, die sich nur um Kleider kümmern, sind wahrlich untergeordnete Geschöpfe. Wenn sich aber eine Frau aus rechtem vollen Herzen für das vierte K — die Kirche — erwärmt, dann wird sie gerade auch für die Politik ein volles Verständnis haben und dies gern betätigen wollen.

Nun fürchten viele, daß die politische Beschäftigung den Frauen das wahrhaft Weibliche, jenes „Rosenflechten ins irdische Leben" arg schmälern oder womöglich ganz vernichten könne. Ihnen graut vor dem Typ der englischen Wahlweiber.

Diese Befürchtung ist nicht grundlos, muß sich aber nicht zwangsläufig erfüllen.

Weder einem Mann noch einer Frau wird die Politik den Charakter verderben, wenn als Gegenpol eine sittlich-religiöse Persönlichkeitsbildung vorhanden ist.

Fehlt die, dann haben wir allerdings den schellenlauten Toren und das Wahlweib in bester, oder vielmehr widerwärtigster Form.

Sozialaristokratie.

Odi profanum volgus et arceo!
(Hinweg ihr alle, niedrig Gesinnte!)
Horaz.

Zu meinem großen Erstaunen und mit heimlichem Schmunzeln las ich unlängst, daß sich wieder eine neue Partei, die der „Sozialaristokraten", gebildet hat. Was die Leutlein wollen habe ich bis jetzt nicht ganz herausbekommen. Nach Zeitungsberichten scheinen sie eine neue Abart des alten „Edelanarchismus" zu sein, idealistische Schwärmer für eine sehr weitgehende Herrschaft des eigenen Ichs unter möglichster Hintansetzung jeder einengenden staatlichen Form.

Mit heimlichem Schmunzeln — so sagte ich — nahm ich von ihrem Auftauchen Kenntnis. Denn so wenig mich zehn Pferde in diese neue Partei (ob sie heute noch besteht?) hineinziehen könnten, muß ich offen gestehen, daß ich mich häufig genug als „Sozialaristokrat" bezeichnet habe.

Auch heute tue ich es noch — trotz der neuen Partei, der ich nie beitreten werde. Hier meine Gründe.

Jeder anständige, sittlich strebende Mensch darf sich Aristokrat nennen. Aristokratie heißt auf deutsch: die Herrschaft des Besten. Wer also daran arbeitet, die bösen Instinkte seiner Natur oder, wie Luther so schön sagt, „den alten Adam„ möglichst niederzuringen und dafür Hohes und Höchstes in sich keimen und wachsen lassen will, wer nach Goethe und sicher auch mit ihm das „Stirb und Werde" als sein Lebenspanier aufwirft, der ist ein Aristokrat vom Scheitel bis zur Sohle. Dem einfachsten Mann aus dem Volk gebührt unter der gegebenen Voraussetzung dieser Name.

Es ist ganz selbstverständlich, daß derartig fein organisierte Naturen einen tiefen Abscheu vor dem Pöbel aller Sorten haben und ihnen das echt aristokratische Horazische Wort „odi profanum volgus" so recht aus dem Herzen geschrieben ist. Und ebenso klar ist es, daß es nur eine Aristokratie gibt und geben kann, nämlich die der Seele. Mit Bedacht wähle ich dies Wort und sage nicht „des Geistes", da diese — fast schon zu Tode gehetzte — Bezeichnung auch irreführen kann.

Über „sozial“ darf ich wohl füglich nicht viel reden. Wer nicht mit seinem Herzen „sozial“ d. h. — kurzweg gesagt — „brüderlich“ gesinnt ist und für gleiche Rechte und gleiche Pflichten eintritt, der soll es wenigstens mit seinem Verstand tun. Denn schließlich kommt auch ihm in seinen allerpersönlichsten Belangen jene Ordnung am besten zu statten, die „das Gleiche frei und leicht und freudig bindet.“ Ein Staat gerechten sozialen Ausgleichs schützt am besten auch die Persönlichkeit und gibt ihr den weitesten Spielraum zur Betätigung. Solch ein sozialer Staat hat mit einer platten und öden, die Menschennatur tief schädigenden Gleichmacherei nichts zu tun.

So bestimme ich rein begrifflich das Wort „Sozialaristokrat“. Ich glaube nicht, daß mir jemand diese Bestimmung als falsch nachweisen kann.

Vielleicht offenbart mir noch einmal ein Mitglied der Sozialaristokratie, was dort die Damen und Herren darunter verstehen.

••••••••••••

Die Schuld.

Ihr könntet ihn, weil ihr ihn schuldig wollt,
noch schuldig machen.

Schiller, Piccolomini.

I.

Unsere Feinde haben uns schuldig gemacht in den Augen fast der ganzen Welt.

Dennoch glaubten wir und glauben mit Recht auch heute noch, einen Verteidigungskrieg geführt zu haben.

Es war das Verhängnis des wieder geeinten und wirtschaftlich rasch aufstrebenden Deutschlands, einer Welt von Feinden und Neidern gegenüber zu stehen.

In unserm Siebzigmillionenvolk wünschten sicher nicht hundert den Krieg.

Und dennoch muß von einer deutschen Schuld gesprochen werden. Freilich in einem ganz andern Sinn, als die feindliche Preßpropaganda sie darzustellen beliebte.

Gegenüber dieser furchtbaren Gefahr mußten wir eine

Leitung unserer auswärtigen Angelegenheiten haben, die sich der Lage gewachsen zeigte, bis in die kleinsten Zipfel internationaler Gewebe mit psychologischem Scharfblick drang und das europäische Schachspiel einigermaßen meisterte.

Wir hatten sie nicht, und Wilhelm II war im Gegensatz zu seinem Großvater nicht der Mann, die geeigneten Leute zu finden oder sie auf den richtigen Platz zu stellen.

Man verließ sich leider nur auf das erstklassige Heer.

Das hat sich bitter gerächt, nicht zum mindesten auch beim Ausbruch des Krieges. Er war wohl kaum zu vermeiden: aber gerade darum durften wir auch nicht den leisesten Schein einer Schuld bez. Mitschuld auf uns laden.

Dennoch war es unserer Diplomatie nicht möglich gewesen, Österreich am Absenden seiner berüchtigten Note an Serbien zu hindern, die den Feinden Anlaß zum Einschreiten gab.

Überhaupt unser Verhältnis zu diesem Land!

Innerlich durch und durch vermorscht, sein Tschechen- und Polengesindel wie ein fressendes Eitergeschwür am Körper tragend, war es trotzdem in den letzten Jahren (siehe Bosnien u. a. m.) in eine Art gelinden Größenwahns hineingerutscht. Anstatt zu bremsen ließen wir es gewähren; und es war doch wahrhaftig mehr auf uns als umgekehrt angewiesen. Die Entente hat sicher den Kampf- und völkischen Wert Österreichs besser abgeschätzt, und ihre nie wankende Siegeszuversicht fußte nicht zuletzt auf dem immer zu erwartenden frühern Niederbruch dieses „Bundesgenossen".

Die deutsche Schuld?

An unserer Nibelungentreue und politischen Dummheit sind wir elend zu Grunde gegangen.

Das friedfertigste Volk der Welt ist in wahrhaft tragischer Weise verurteilt worden, in einen Krieg förmlich hineinzutorkeln, um durch ihn von stolzer Höhe in einen grausigen Abgrund gestürzt zu werden.

Die Schuld.

II.

Wo Klarheit herrscht, ist auch Ruhe oder entsteht doch nach und nach von selbst.
Wilhelm von Humboldt.

Wie steht es mit den Fehlern, die **während** des Krieges — sei es in politischer oder militärischer Hinsicht — gemacht worden sind? Man hat gesagt, das Aufwerfen dieser Frage sei nicht deutsch, sondern „welsch". Ja, warum denn? Die Geschichte lehrt seit Jahrtausenden, daß fast jedes Volk nach einem verlorenen Krieg diese Frage gestellt hat. Oft ist man dabei allerdings in die Irre gegangen und hat tüchtige Männer zu Sündenböcken gemacht, aber das beweist nichts, wirklich garnichts gegen die **grundsätzliche Richtigkeit** dieses Strebens nach endlich ungeschminkter Klarheit und Wahrheit. Wenn Millionen und Abermillionen furchtbar leiden, so haben sie schon **dadurch** ein Recht zu ihrem Vorgehen, und ein Erkennen der Schuld bewahrt uns vor ähnlichen Fehlern in der Zukunft. Vieles müßte da aufgeklärt werden. Nur die hauptsächlichsten Punkte seien herausgestellt.

1. Konnte man in Berlin das Absenden jener österreichischen Note an Serbien wirklich nicht verhindern oder hat man sogar Österreich „scharf" gemacht?

2. Wer ist der eigentliche Vater der wahnsinnigen Idee von der „Wiederaufrichtung des Königreichs Polen"?

3. Warum übergab man Hindenburg und Ludendorff erst im September 1916 und nicht schon **viel früher** den Gesamtoberbefehl?

4. Restlose Klarlegung über U-Bootkrieg und Zeppeline.

5. Moltke war schon im August 1914 ein schwer kranker Mann. War kein anderer da für den furchtbar verantwortungsvollen Posten eines Generalstabsführers? Oder — wenn schon einer da war — gefiel er nicht an „allerhöchster Stelle"? Ein namhafter militärischer Schriftsteller hat in einer Schrift erklärt, daß „Epigonen" den genialen Angriffsplan Schlieffens auszuführen hatten.

Diese und noch manche andere Fragen müßten endlich klipp und klar beantwortet werden, obwohl ich mir andererseits

wohl bewußt bin, daß die jahrelange planmäßige Zermürbung der Heimat und großer Frontteile insofern die größte Schuld trägt, als sie das letzte nationale Aufflammen verhinderte, daß uns vor dem Schlimmsten bewahrt hätte, wenn wir auch den Krieg nicht mehr gewinnen konnten.

Statt dessen kam die Revolution.

Und hier möchte ich auch gern etwas wissen.

Schon lange — etwa seit 1917 — war es jedem einsichtigen Vaterlandsfreund mehr als klar, daß wir uns im Innern auf einer stark abschüssigen Bahn befanden. Wir mußten auf das Allerschlimmste gefaßt sein und mit einer kommenden Revolution rechnen.

Hat man in der Umgebung des Kaisers das klar erkannt, ihm mit nachdrücklichem Ernst und ungeschminkter Wahrheit die tatsächliche Lage geschildert und infolge dessen Abwehrmaßregeln in peinlichst genauester Form dagegen erwogen und militärisch vorbereitet?

Oder war man zu feige, dem „allerhöchsten Herrn" unangenehme Dinge ins Gesicht zu sagen, weil er sie nicht gern hören mochte?

Der beinahe „faschingsmäßige" Verlauf der deutschen Revolution, wo eine Handvoll ehr- und pflichtvergessener Matrosen große Städte besetzte, Fürsten entthronte und „Ministerien" bildete, gibt mir vollauf recht, auch diese Fragen aufzuwerfen.

Denn jeder vernünftige Mensch muß doch auch heute noch glauben, daß es in 1½ Jahren möglich gewesen wäre, einige durchaus sichere Regimenter zu bilden, die man in die hauptsächlich bedrohten Plätze des Inlands hätte legen können und die dann durch festes Zupacken das Übel im Keim erstickt hätten.

Die Schuld.
III.

Ja, lieber Mensch, wer bist du denn, daß du mit Gott rechnen willst?
Paulus an die Römer.

Viele Menschen halten heute große Abrechnung mit Gott. Manche sind darunter, die — wenigstens nach ihrer Meinung — früher ganz gut mit ihm standen, jetzt aber ihm den Abschied geben. Wie ist es möglich — so sagen sie — daß ein gerechter Gott uns den Krieg verlieren lassen konnte, die wir doch offenbar gar keine Schuld hatten? Sind etwa die Engländer und Franzosen, von den Italienern ganz zu schweigen, bessere und frömmere Leute als wir?

So sind auch einige zu mir gekommen uud ich habe ihnen ungefähr folgendes gesagt.

„Laßt nur, liebe Leute, die Engländer und Franzosen und das ganze andere Völkergemisch aus dem Spiel. Wir wissen nicht, was ihnen einst auch noch beschieden sein wird."

Denken wir vor allen Dingen an uns selbst und prüfen wir uns ehrlich vor dem Angesicht Gottes, dessen Hand gewaltig über uns lastet.

Da hätten wir uns manches zu sagen.

Deutschland, von Gott gesegnet und begnadet, in reißend schnellem wirtschaftlichen Aufstieg begriffen, zeigte schon im letzten Jahrzehnt vor dem Krieg sehr bedenkliche Spuren seelischen Niederganges. Der Materialismus fraß in obern wie in niedern Schichten, und in seinem Gefolge machten sich Sittenverderbnis, Schwelgerei, Auflehnen gegen jede göttliche und menschliche Autorität und viele andere Schäden bemerkbar. Ernste Menschen haben schon lange vor dem Krieg ein Ende mit Schrecken, eine göttliche Strafe für diese Abkehr vorhergeahnt.

Die erste „nationale und religiöse Welle" zerfloß nur zu schnell, die große Begeisterung war nur Strohfeuer gewesen. Dennoch schenkte uns Gott Hindenburg mit seinen Siegen, und der Dank des Volkes, das in atemloser Spannung und voller Ehrfurcht seinem Gang durch die Weltgeschichte hätte lauschen müssen! Hier eine kleine Blütenlese: Kriegswucher,

Mammonismus, blödsinniges Hamstern, gröbste Unsittlichkeit, Alkoholismus, Klassenhaß, Parteisucht, planmäßige Mießmacherei und schließlich vollkommene nationale Selbstentmannung, der passende Untergrund für die Revolution.

Wenn wir daran denken, dann dürfte es uns nicht mehr wunderlich vorkommen, die deutsche Schuld vor Gott festzustellen. „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, aber die Sünde ist der Leute Verderben." Auch wenn wir einzelne Lichtpunkte in dem trüben Bild selbstverständlich abrechnen, wird dadurch an seiner Wirklichkeit nichts geändert. In den Augen Gottes sind wohl zu wenig Gerechte gewesen, (d. h. solche, die nur auf seine Gnade sich verließen und ihm allein die Ehre gaben), und darum entlud sich prasselnd wieder einmal in der Weltgeschichte ein göttliches Strafgericht.

Die wahrhaft Gottinnigen lassen sich dadurch nicht schrecken. Sie wissen, daß Fromme und Gottlose dann zusammen leiden müssen. Aber vor den letztern haben sie gerade jetzt etwas Großes voraus: die beseligende Nähe ihres Heilandes, die sie in einem solchen Prüfungsleid ganz besonders empfinden und die ihren Blick schärft für die ewigen, unvergänglichen und wahrhaft köstlichen Besitztümer der menschlichen Seele.

Wer will sie scheiden von der Liebe Gottes?

Unüberbrückbar.

Hier ist nicht Jude und Grieche.
Paulus an die Galater.

Sind sie wirklich unüberbrückbar, die beiden Gegenströmungen „national" und „international"? Ja, sind es — streng genommen — überhaupt „Gegensätze"? Kann ein stramm nationaler Mensch, der sein Vaterland glühend liebt, nicht ebenso gut international empfinden?

Natürlich kann er das. Wir wissen, daß die „Inter-

nationale" deutscher Färbung, unsere Sozialdemokratie, dies stets mit besonderem Nachdruck betont und einen Zweifel an ihrer nationalen Gesinnung als gemeine Verdächtigung weit von sich gewiesen hat. Ich bin überzeugt, daß ihre berufenen Vertreter dies immer auch ganz ehrlich gemeint haben. Aber hart im Raume stießen sich die Sachen. Namentlich in den letzten Jahren vorm Krieg und in ihm selbst mußte man den Eindruck gewinnen, als ob das nationale Empfinden zu sehr hinter dem internationalen bei gewissen Schichten der deutschen Sozialdemokratie verblaßte oder fast ganz verschwand.

Ob nicht auf der andern Seite, bei den „stramm Nationalgesinnten", ein Verständnis für die Internationale fehlte? O ja, man war sehr für „gute internationale Beziehungen"; aber man wollte sie in der Hauptsache *nur* auf das „gute Schwert" und „die schimmernde Wehr" gestützt wissen. Bei unserer unglücklichen Lage im Herzen von Europa und den ungeschützten Grenzen brauchten wir natürlich eine starke Wehrmacht; aber diese Notwendigkeit schloß Verständigungsbemühungen auf breitester Grundlage nicht im geringsten aus. Nie und nimmer durfte man der Sozialdemokratie *allein* die Vertretung des an sich durchaus richtigen und sittlich hohen internationalen Gedankens überlassen. Mächtige Organisationen der Kirche und anderer Kulturkreise hätten da ebenfalls mitarbeiten müssen. Leider ist man über einige schüchterne Anfänge nicht hinausgekommen. Und bei den Haager Friedenskonferenzen hat die deutsche Diplomatie mehr als eine Gelegenheit verpaßt.

Die dort einst angestrebten Dinge werden uns jetzt vom siegreichen Feind „anbefohlen": *Abrüstung*, *Völkerbund*, „*ewiger Friede*" usw. Dieser Kuchen würde uns sicher besser schmecken, wenn wir als *freie Menschen* ihn hätten mitbacken dürfen.

Im übrigen ist *gesundes nationales Empfinden* der beste Nährboden für gute internationale Beziehungen. Ein in sich festgefügter Staat, wo Ordnung, Zucht und Sitte herrschen, wird seinen Platz im Völkerbund wohl ausfüllen.

über ein von Parteileidenschaften zerwühltes, der Willkür und Zuchtlosigkeit preisgegebenes und von allen guten Geistern verlassenes Volk stürzen sich die Nachbarn wie die Geier auf das Aas.

„Gut national" schließt also keineswegs „gut international" aus. Eine Verzerrung beider Begriffe kann zu den schlimmsten Übeln führen. Ich glaube, wir Deutsche haben sie bis zur Neige auskosten müssen.

Vom Regieren.

Denn jeder, der sein innres Selbst
Nicht zu regieren weiß, regierte gar zu gern
Des Nachbars Willen, eignem stolzen Sinn gemäß
Faust 2.

Das Regierenwollen liegt tief in der menschlichen Natur. Zum Guten wie zum Schlechten kann dieser Zug ausschlagen.

Wenn Eltern ihre Kinder erziehen, der Lehrer die Schüler, der Pfarrer seine Gemeinde beeinflußt, wenn der Schriftsteller (falls er nicht Schmock ist) seine Artikel losläßt und Volksredner in großen Versammlungen ihre Ansprachen halten: was wollen sie anders als „regieren", d. h. die Herzen der in ihrem Bereich stehenden großen und kleinen Menschen so beeinflussen und lenken, daß ihre Ansicht auch von jenen geteilt und ihr Wille von ihnen ausgeführt wird.

Man kann getrost sagen: die ganze menschliche Gesellschaft ist aufs Regieren eingestellt. Einer ist auf den andern angewiesen; der eine beeinflußt (regiert) als Kenner auf diesem, der andre auf jenem Gebiet. Ganz naturgemäß erringen Begabte bald ein größeres „Herrschaftsgebiet".

Dieser ganz natürliche menschliche Wesenszug enthält aber auch eine ungeheure Gefahr. Wer herrschen will, ohne „selbstbeherrscht" zu sein, wer andere meistern, aber über sich „keinen Herrn, keinen Meister" dulden will, der bringt über viele großes Verderben und leidet über kurz über lang selbst jämmerlichen Schiffbruch. Die Macht des Bösen in der Welt erklärt sich aus diesem „Herrschen ohne innerlich beherrscht zu sein".

Wer aber in Jesus seinen Meister und Herrn erkennt, der wird recht „herrschen". In seinem Missionsbefehl hat der Heiland von seinen Jüngern das ausdrücklich verlangt. Christliche „Herrschernaturen" wollen andere zum Heiland hin „regieren" und werden dabei allerdings andere Mittel anwenden als die „weltlich Herrschenden".

In unserer neu entstandenen Republik wird jeder christliche Deutsche gut daran tun, sich über das Regieren recht klar zu werden, damit seine Ideale nicht zu kurz kommen. In allererster Linie wird er danach streben müssen, daß in den Ministerien und Parlamenten „innerlich Beherrschte" sitzen. Der Weg dazu ist politische Aufklärung und der Stimmzettel. Jeder, der heute wählt, ist unter der demokratisch-republikanischen Verfassung gewissermaßen an der Regierung des Landes mitbeteiligt. Denn aus den Gewählten gehen die „Regierer" hervor.

Zweierlei ergibt sich daraus mit zwingender Notwendigkeit. Einmal die unerbittliche, durch keine Entschuldigung mehr abzuweisende Pflicht politischer Mitarbeit. Und zum andern ein ernstes Ringen und Kämpfen um die Volksseele namentlich auf dem Gebiet der Schule und Kirche, aber auch auf manchen andern Arbeitsplätzen.

Soweit es irgend möglich ist, muß eine sittliche Reife des Wählers angestrebt werden.

Ohne sie ist niemals eine wirklich tüchtige Regierung denkbar.

••••••••••••

Freidenker.

> Was Ihr den Geist der Zeiten heißt,
> Das ist im Grund der Herren eigner Geist.
> Faust 1.

Das Wort „Freidenker" ist im deutschen Sprachgebrauch eine sehr abgegriffene Münze geworden, etwa wie „voll und ganz", „unentwegt" und ähnliche. Am häufigsten findet man es noch auf dem Kuppelmarkt großer Zeitungen, wo ein Partner sich der zukünftigen Eheliebsten unter dieser Flagge empfiehlt häufig noch in Verbindung mit dem „bessern Herrn".

Mir tut es immer leid um dieses gut gebildete, vollsaftige, inhaltschwere Wort. Nichts steht einem Menschen schöner als ein Freidenker zu sein, denn damit erfüllt er seine edelste und höchste Bestimmung. Was aber bisher, selbstgefällig wie ein Pfau, unter dieser Firma einherstolzierte, die Leutchen waren weder frei noch konnten sie denken. Sie konnten nicht denken: denn in einer wahrhaft putzigen Art verkannten sie die Grenzen ihres — ach, an und für sich schon sehr beschränkten — Verstandes, Kant hatte einfach für sie nicht gelebt, mit irgend einer Erkenntnistheorie waren sie nicht im geringsten belastet. So leugneten sie frischweg alles Übersinnliche, waren Gegner der geoffenbarten Religion und plätscherten im Stil Adolf Hoffmanns fröhlich im Teich des abgestandensten Materialismus. In ihrer Dummheit eigentlich harmlose Gesellen, wenn nicht — dies seichte Geschwätz, in Volksversammlungen breitgetreten, die Hirne der dumpfen Massen umnebelt und ihnen jeden sittlichen Halt genommen hätte.

Es ist klar, daß solche „Denker" nicht frei sein können. Denn da sie nur im Stofflichen leben, kennen sie nicht die Kräfte aus der Höhe, die allein frei machen. Obwohl ihre Mäuler schier übertriefen von Freiheit, merken sie garnicht die Ketten, die sie an sich selbst schleppen, und werden so zum Zerrbild und Spott. Die Führer der deutschen Revolution, die uns mit einem Füllhorn von „Freiheiten" überschütten wollen, sind natürlich konfessionslose „Freidenker". Im besten Fall Knechte ideologisch verstiegener und verworrener Hirngespinste, meistens nur Sklaven der eigenen niedern Leidenschaften und Begierden.

Um so mehr sollte in diesen furchtbaren Zeiten jeder echte Deutsche ein Freidenker sein in des Wortes schönster Bedeutung. „Welche der Sohn (Gottes) frei macht, die sind frei": das ist der Eckpfeiler aller sittlichen evangelischer Freiheit. Und wenn der Psalmist sagt „ich lobe den Herrn, der mir geraten hat", dann preist er dankbar das mit göttlicher Hilfe geschärfte Erkennen und Schauen und das daraus fließende sittliche Handeln.

Wir bedürfen der gleichen Fähigkeit heute mehr denn je. Äußerlich geknechtet, müssen wir uns innerlich frei denken. Mit jener Unerbittlichkeit klaren Denkens, die haarscharf die Gründe unseres namenlosen Unglücks bloßlegt. Dann schenkt uns Gott wieder „Gedanken" des Trostes, des Friedens und der Kraft zum Vorwärtskommen.

Das ist echtes Freidenkertum.

Nur ,sub specie aeternitatis' „unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit" ist es allein möglich.

Vom Wandel unter Zypressen.

Es gibt Verluste, welche der Seele eine Erhabenheit mitteilen, bei der sie sich des Jammerns enthält und sich wie unter hohen schwarzen Zypressen schweigend ergeht.

Nietzsche.

Ergingst du dich schon einmal am Grabe eines geliebten Verstorbenen unter schwarzen Zypressen? Oder hörtest du da ein Lied im leisen Zittern abendwindbewegter Birkenzweige? Sandte dir mailicher Wind Duftwellen eines Fliederbuschs ins gramvolle Angesicht, und blitzte dann ein erstes Sternlein am Himmel auf?

Siehe, das war Balsam für deine verwundete Seele. Zwar schien es zuerst, als ob in solcher Umgebung die Trauer noch vertieft würde, und unwillkürlich spürtest du ein nahezu physisches Weh am Herzen, die Tränen wollten wieder rinnen, aber das wortlose Lied im Birkengezweig wurde mählich ein Sang von Todesüberwindung, von der Liebe, die nimmer aufhört, von dem Andenken des Gerechten, das in Segen bleibt. Und deiner Seele teilte sich jene Erhabenheit mit, die nicht dumpf und stumpf in untätiger Trauer verharren, sondern sich tatenfroh an die Aufgaben des Tages machen will. Das Grab wurde dir zur Kraftquelle, die Tugenden des Entschlafenen pflanzten sich durch dich weiter fort, um auf dieser Erde neue Werte zu schaffen.

Wir stehen heute am Grabe unseres Vaterlandes.

Das „Deutschland hoch in Ehren" ist nicht mehr, ein grausames Geschick und eigene Schuld haben uns nahezu „balkanisiert".

Auch wir können uns schweigend heute unter Zypressen ergehen.

Wir **müssen** es, wenn wir leben wollen.

Ernst und schön ist das Zypressenlied. Von Helden singt es und von deutscher Treue und Kraft, von Wälderrauschen und vom Lindenbaum vorm Tore, vom deutschen Sang und deutschen Rhein, von allem Hohen und Köstlichen, das wir in das Wort „Deutschland" hineinlegten; aber es klingt darin auch von Verrat, Zwietracht, Tücke und Sittenverfall. Und schließlich verdichten sich die Klänge zu einer wundervollen, mit ungestümer Kraft emporquellenden Symphonie: **Deutschland wird leben und muß leben, Deutschland wird einst wieder auferstehen.**

Daß wir nur recht oft dieses Lied hörten!

Dann wird seine Melodie sich festsetzen in unsere Herzen und auf Kinder und Kindeskinder sich vererben. Es wird das deutsche Lied werden. Vielleicht ein Lied ohne Worte; aber sicher ein solches, dessen Grundton all unser Denken und Fühlen, Beten und Arbeiten durchzieht.

Deutschlands Untergang ist mitverschuldet worden durch eine furchtbare seelische Verkommenheit vieler seiner Söhne und Töchter.

Die Trauer darüber kann gesegnet sein, wenn sie jene „seelische Erhabenheit" auslöst, welche die **grundlegende** Bedingung für die Wiederkehr besserer Zeiten, für ein neues Deutschland ist.

Die Amme.

> Denn aus Gemeinem ist der Mensch gemacht
> Und die Gewohnheit nennt er seine Amme.
> Schiller.

Ein furchtbar niederdrückendes Wort, das Schiller hier seinem Wallenstein in den Mund legt. Und doch in der entsetzlichen Not, die uns Deutsche jetzt mit grausamen Krallen umfaßt, will es uns fast wie ein Trost erscheinen.

Heruntergestürzt von der Höhe eines Weltvolks schleppen wir unsere müden Tage in Entbehrung und Schande. Ja, wenn wir noch in Ehren untergegangen wären! Nach dem mehr als vierjährigen Ringen gegen eine erdrückende Übermacht, nach diesen unzähligen Beweisen echten Heldentums und zähen Durchhaltens wäre uns auch beim verlorenen Krieg die — wenn auch widerwillige — Achtung und Bewunderung der Welt sicher gewesen. Das Zerbrechen und Wegwerfen unserer Waffen durch die Revolution hat uns aber verächtlich und lächerlich gemacht.

Hilft nichts, auch an die Schande müssen wir uns gewöhnen. Wer sich nicht in den Tod legen will, muß eben sein Dasein und seine Arbeit in den Rahmen schuld- und schmachbeladenen „deutschen Helotentums" einstellen. Für unabsehbare Zeiten.

Wenn dann ein Tag nach dem andern so verläuft und schließlich Jahre daraus entstehen, wird auch das Schreckliche geläufig. Dumpf und stumpf, ohne noch viele Worte zu verlieren, hat man sich dann in die Erkenntnis gefügt, daß die Deutschen tatsächlich allem Anschein nach zu einem „Hundevolk" bestimmt sind und der gänzliche Mangel an politischem Instinkt sie immer wieder ein Spielball in den Händen fremder Völker werden läßt.

Wer dann nichts mehr von früherer deutscher Herrlichkeit weiß oder wissen will, — unsere Geschichtsbücher sollen ja nicht mehr „nationalistisch gefärbt" sein und nichts von Ruhmestaten preußischer und deutscher Helden erzählen —, nun, der trinkt von der Amme Gewohnheit seine Lebensmilch, die ihm genügt.

Aber es wäre schrecklich und ist auch undenkbar, daß dies bei allen der Fall sein wird.

Ein starker guter Rest wird trotz alledem den Gedanken deutscher Herrlichkeit weiter spinnen, weil er ohne ihn einfach nicht leben kann.

Wir wollen — ja, wir müssen uns an die neuen Verhältnisse so „gewöhnen", als ob wir nie andere gekannt hätten.

Das ist im Augenblick sogar vaterländische Pflicht.

Aber gleichzeitig dürfen wir nie vergessen, was unser Vaterland früher gewesen und wie es alles gekommen ist.

Kinder und Kindeskinder sollen darüber belehrt werden.

Nur — nichts — vergessen!

Unsere Seelen wollen wir nicht verdumpfen lassen von der Amme Gewohnheit.

Dann kann, dann wird, dann muß es wieder einmal anders kommen. Wann? Darüber wollen wir heute nicht grübeln.





Wegzehrung.

Allerseelen.

Und wir dachten der Toten, der Toten.
Freiligrath.

Heute ist Allerseelen.

Ich liebe diese Bezeichnung. Mir erscheint sie schöner, inniger, auch mehr dem Glauben entsprechend als das nüchterne, kalte, ja trostlose Wort „Totensonntag“. Wir gedenken doch unserer Toten als der Lebenden und freuen uns, daß ihre und unsere Seelen unsterblich sind. Als die evangelische Kirche diese Feier von neuem einführte, sind wohl einige Klügler aufgestanden, denen Allerseelen zu „katholisch“ klang.

In dieser Zeit sind Leute zu mir gekommen, die sich nimmer trösten lassen wollten. Sie haben ihre Söhne, Männer und Brüder im mörderischen Kampf verloren und fragen in ihrer Qual immer und immer wieder: „Wozu, warum? Ja, wenn Deutschland gesiegt hätte, wenn uns wenigstens die Selbstentmannung durch die Revolution erspart geblieben wäre! Aber angesichts dieser Trümmerfelder, dieser allgemeinen Zermürbung und Verkommenheit frißt der Gram um so tiefer und wilder Schmerz wühlt in unsern Eingeweiden. Es ist um wahnsinnig zu werden!“

Ich habe ihnen dann gesagt:

„Ihr leidet schwer, meine Freunde. So schwer, daß das bloße Mitgefühl anderer — mag es auch noch so aufrichtig gemeint sein — euch diesen Schmerz nicht lindern kann. Aber ich habe ein Linderungsmittel".

Gespannt horchten sie auf. Was das wäre?

„Seht, meine Brüder, eure Geliebten sind gestorben im Dienst der Pflicht, dieses erhabenen, edlen, goldenen Besitztums der Menschheit neben so viel verrosteten und zerfressenen Erdenresten, die uns peinlich sind zu tragen. So floß viel Licht um ihren Tod, auch wenn sie längere Zeit nach ihrer Verwundung starben. Sterbe ich aber für eine reine und selbstlose Idee, dann hat das schon an und für sich „einen Nutzen": es steht im Einklang mit meiner sittlichen Vernunft, die mich so und nicht anders handeln ließ, unbekümmert um den Ausgang, den man natürlich nicht wissen kann.

Ob ihr Tod andern genützt hat? Ich will nicht Jahrzehnten vorgreifen. Aber das steht fest: dem deutschen Bolschewikentum wird man fluchen, während Kinder und Kindeskinder das Andenken der Helden von 1914—1918 segnen werden. Und dieser Gedanke wird einst der Ansporn neuer sittlicher Taten und treuester Pflichterfüllung werden. Sie sind nicht umsonst gestorben.

So tröstet schon, meine Brüder, unsere Vernunft die Seele. Und aus dieser hallt ein voller schöner Ton wieder. Sie weist uns auf den, der den Weg höchster Pflichterfüllung gegangen ist bis zum Tode am Kreuz. Laßt heute sein Kreuz hineinfunkeln in den Jammer eurer Tage. Wie Balsam werden dann seine Worte in eure Seelen träufeln: „Ich bin die Auferstehung und das Leben. . . . . Ich lebe und ihr sollt auch leben."

Das habe ich bekümmerten Menschen gesagt am Tage Allerseelen.

Ein Nachtgespräch.

Pfui, ein politisch Lied, ein garstig Lied.
Faust 1.

Heute nacht sprach meine Seele zu mir im Traum.

Ich will mich genauer ausdrücken: die Seele redete zum Verstand.

Also hub sie an: „Sieh, was hilft dir alles Zerklügeln dieser traurigen Dinge? Kommst du damit einen Schritt weiter, kannst du den Gang der Weltgeschichte rückwärts schrauben und Geschehenes ungeschehen machen? Du hast in der letzten Zeit soviel von Politik geredet und geschrieben, hast den Körper deines todkranken Vaterlandes wie ein Arzt abgetastet, um die Ursachen seiner vielen Wunden klarzustellen, und wühlst förmlich darin wie mit einem Wundmesser. Aber wirst du dadurch ruhiger werden? Deine vielgerühmte „Klarheit" wird dich auch im Stich lassen. Verlaß dich ganz auf mich; ich gebe dir Schwingen zum höchsten und reinsten und klarsten Ort, von wo allein du Heilkräfte für dich holen kannst."

Darauf ich: „Sieh, liebe Seele, das will ich eben. Und du weißt ja auch, daß ich es tue. Bist nur ein bischen eifersüchtig auf deinen Bruder. Dessen Kräfte sind doch winzig im Vergleich zu deinen, und dennoch dient er dir. Je mehr ich mit meiner Vernunft unsere ganze Lage überdenke, um so klarer wird es mir, daß Mangel an Seelenpflege und seelischen Kräften den Untergang verschuldet haben und nur seelische Hochspannung uns dereinst wieder emporbringen kann. Der Einzelne muß damit natürlich bei sich selbst anfangen. Es wäre schön, wenn das uralte Wort der Schrift wieder zur Geltung käme: „Verlaß dich auf den Herrn von ganzem Herzen und verlaß dich nicht auf deinen Verstand". Es ist ein großer Unterschied, ob ich mich auf den Verstand verlasse oder ihn — sogar fleißig — gebrauche, um dadurch erst recht mein Inneres für jene überirdischen Heilmittel vorzubereiten, die zu allen Zeiten und namentlich heute Ruhe und Kraft des Gemüts verbürgen. Auch der Verstand ist „ein Zuchtmeister auf Christus" trotz allem Geschrei blöder Toren, die mit ihrem Geist prunken,

aber keinen haben. Er ist ein Wegweiser zur Buße und Demut, denn er lehrt uns die Grenze alles menschlichen — ach, so kleinen! — Erkennens und die nackte Unmöglichkeit, ein Paradies auf Erden zu errichten, geschweige denn eins durch Kräfte der Vernunft."

Sprach die Seele: „So, nun bin ich zufrieden. Ich dachte schon, du wärest unter die Vernunftherren gegangen, von denen es ja jetzt in Deutschland wimmelt. Die wollen das neue Deutschland seelenlos wie einen homunculus aus der Retorte hervorzaubern. Hoffentlich besinnen sie sich aber bald, daß der Mensch auch eine Seele hat."

Da wachte ich auf.

Es war am Morgen des vierundzwanzigsten Dezember.

Himmelslieder.

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!
Die Träne quillt, die Erde hat mich wieder.
Faust 1.

Weihnachten heute.

Für Millionen Deutscher sicherlich das traurigste Fest, das sie jemals gefeiert.

Es schneit; eine Seltenheit hier am Rhein. Langsam fällt der Schnee herab; in schweren großen Flocken, die allmählich die Gestalt von Sternlein oder Kreuzlein annehmen.

Ich sinne dieser Naturerscheinung nach. Der Himmel sendet Sternenkreuze zur Erde. Das will mir recht schön auf Weihnachten passen.

Wir feiern heute dessen Geburtstag, der in übergroßer Liebe zu uns sündigen Menschen einst sein Leben ans Kreuz dahingab und so dieses Kreuz zu einem Stern der Hoffnung für alle Geschlechter auf Erden machte. Aufsteigen in meiner Seele all die süßen innigen Lieder und Schriftverheißungen, die seit Kindheittagen in meiner Brust schlummern und heute ganz besonders herauswollen. Es singt und klingt in mir, es

duftet nach köstlichen Erinnerungen, es grünt und blüht in lebendiger Hoffnung. Ist das Torheit, eines Mannes unwürdig?

O nein und tausendmal nein! Gerade heute will ich ganz besonders herzhaft Weihnachten feiern und im eigentlichsten Sinne des Wortes seelenvergnügt sein. Viel Hohes und Herrliches ist zusammengebrochen, sogar die völkische Ehre; umso mehr will ich mich, da alles wankt und fällt, des Höchsten und Letzten freuen, das ich besitze und niemand mir rauben kann. Die heilige Weihnacht bürgt mir für diesen Besitz. Denn in Jesus ist Friede und Freude, Gerechtigkeit und Leben; Sünde, Not und Tod haben ihre Macht verloren.

Freilich, heute fluchen auch viel dem Weihnachtsfest. Sie sagen also: „Das Christentum hat Bankerott gemacht. Seit zwei Jahrtausenden wird es gelehrt, und dennoch kam der Weltkrieg mit seinem Morden. Darum hinweg mit dieser „Religion der Liebe", die das Blutbad des Hasses nicht hindern konnte!"

Meines Erachtens müßte auch ein ganz ungläubiger Mensch sich hüten, solches unlogische Zeug zu reden. Nicht das Evangelium trägt die Schuld am Weltkrieg, sondern die Nichtbeachtung seiner erhabenen Lehre durch die, welche den Krieg anzettelten. Im Verkehr der Völker und auch ungezählter Menschen unter einander war ja schon längst jede Beziehung auf Jesus vollkommen ausgeschaltet, und dieses „Freisein vom Evangelium", diese bloße Einstellung auf äußerliche Werte oder richtiger Unwerte nannte man mit großem Behagen moderne Kultur. Der Weltkrieg mit seinen Revolutionszuckungen ist die ganz natürliche Quittung auf dieses größenwahnsinnige Gebahren. Wie heißt es doch im Eingang des Johannesevangeliums? „Das Licht schien in die Finsternis, aber die Finsternisse haben es nicht begriffen."

Darum singe nur, meine Seele, singe! Du weißt ja, was weiter Schönes steht in diesem erhabenen und zarten Kapitel des Johannes. „Welche ihn aufnahmen, denen gab er Macht, Gottes Kinder zu werden." Gotteskind! In diesem Wust von Jammer und Elend, von Raserei und

Haß dennoch ein Gotteskind! Ein Königskind, huldvoll zugelassen zur täglichen Audienz des Allerhöchsten, um mit neuer Kraft wieder ausgestattet zu werden!

Ich werde heute Weihnacht feiern wie nie zuvor!

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder!

············

Das zerfallene Haus.

Zum 31. Dezember 1918.

Das Haus ist zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott.
Binzer.

Am letzten Tag des Jahres brechen alte Wunden von neuem auf.

Mit was für Hoffnungen gingen wir doch in dieses Jahr hinein, und heute liegt alles in Trümmern. Das Herz ist voll bis zum Zerbrechen beim Klang der Sylvesterglocken. Ich denke an die einstige Herrlichkeit meines geliebten Vaterlandes, und alles Gedenken mündet immer und immer wieder in die wehmütige Melodie:

„Ich hatte einst ein schönes Vaterland,
Der Eichenbaum
Wuchs dort so hoch, die Veilchen nickten sanft.
Es war ein Traum."

..... Aber da steigt schon aus der Tiefe meiner Seele ein andres Lied herauf. Gott sei Dank! Es bringt Trost und verdrängt allmählich das andere. Es ist das Lied der alten Burschenschaft: „Wir hatten gebaut" mit seiner erhebenden Schlußstrofe:

„Das Haus ist zerfallen,
Was hat's denn für Not?
Der Geist lebt in uns allen,
Und unsre Burg ist Gott."

Aber ist's denn auch wirklich so? Besteht irgend eine Hoffnung, daß der jämmerlich zerfallene Reichsbau eines Bismarck dereinst wieder herrlich aufgerichtet werden kann, weil der Geist zu solchem frischen und festen Wollen in uns allen lebt? Vorläufig sieht es trübe genug aus. Zu sehr wuchtet die Siegerhand der Feinde auf uns, und im Innern haben wir die Revolutionäre, die jenes Geistes Hauch nicht spüren.

Und dennoch kann es wieder besser werden.

Dazu werden alle die mithelfen, in denen dieser Geist lebendig ist, der Geist echter, ungeschminkter Frömmigkeit, wahrer Vaterlandsliebe, der Geist der Ordnung und Zucht, Freiheit und Kraft. Er ist auch heute noch bei vielen lebendig im Vaterland. Er wird dort weiter gehegt und gepflegt, Kindern und Kindeskindern eingeimpft werden. Dieser Geist wird zwar immer nur von einer Minderheit vertreten sein, aber er kann wie ein würzendes Salz im Volkskörper wirken. Diese „Kraft des Gemüts" ist eben unüberwindlich, während die Schaumschlägereien der heutigen Maulhelden in alle Winde verstäuben.

Viele, die heute noch im Taumel sich drehen, werden einst ernüchtert sich des wüsten Treibens schämen.

Und es ist schon möglich, es ist unsere große und einzige Hoffnung, daß dieser Geist, heute nur in einem kleinen Häuflein wirksam, dereinst wieder gewaltig brausen und wie ein Sturmwind alle mitreißen wird, die heute verzagt und kleinmütig oder verblendet sind.

Dann wird das zerfallene Haus wieder neu gebaut werden.

Die Kirche.

I.

> Dieser Kirche Formen fassen
> Dein Geheimnis, Herr, nicht mehr.
> E. Geibel.

Von der evangelischen will ich sprechen, der ich durch Geburt und Erziehung angehöre. Aber da fällt mir eben zu rechter Zeit ein, daß es, genau betrachtet, eine evangelische Kirche überhaupt nicht gibt. Schon in Deutschland allein ein Gemengsel von so und so viel — wieviel sind es doch? — Landeskirchen, zum Teil verschiedener konfessioneller Abtönung. Dazu das widersinnige, aller Religion hohnsprechende System des bislang fürstlichen Summepiskopats. Luther hatte sich das landesherrliche Kirchenregiment nur als Notbehelf gedacht. Die Evangelischen haben es 400 Jahre mit sich

geschleppt und hätten es sicher noch weiter behalten, wenn die Revolution es nicht weggefegt hätte.

Was nun?

Das Bedürfnis nach Religion ist da. Heute, bei dem allgemeinen Wirrwarr, wo alles wankt und fällt, vielleicht noch stärker als in manchen andern Zeiten. Und ebenso ist die christliche Religion da, welche nach den Worten ihres Stifters auch von den „Pforten der Hölle" nicht überwältigt werden wird. Ferner sind Menschen da, die das hohe Glück dieser Religion, ihre Schönheit, Kraft und ihren Trost erfahren haben und immer von neuem erfahren.

Wieder einmal in der Geschichte kommt es darauf an, daß diese Religion auch in eine Form gegossen wird, die ihrer einigermaßen würdig ist. Ein neuer evangelischer Kirchenbau muß errichtet werden.

Jetzt oder nie müssen sich die Evangelischen Deutschlands zusammenfinden. Wenn „Lutheraner" oder „Reformierte" die Zeit begriffen, dann müßten sie ihre Namen endlich aufgeben und sich einfach „evangelisch" nennen. Das wäre ganz im Sinne von Paulus und Luther. Die Bekenntnisschriften der Reformation — es waren ihrer so wie so viel zu viel — sind für uns nicht mehr von wesentlicher Bedeutung. Ein Bekenntnis muß aber jede Kirche haben, sonst schwebt sie in der Luft. Eine Fahne brauchen wir, die uns voranweht. Ich wüßte keine schönere, als das apostolische Glaubensbekenntnis. Denn hier, in diesem alt-ehrwürdigen geschichtlichen Zeugnis, ist all das enthalten, was wir zu unserer Seligkeit brauchen: hier können sich Evangelische aller Richtungen zusammenfinden in dem freien und frohen Bewußtsein, daß „Jesus unser Herr und Heiland ist."

Die Verfassung müßte eine bischöflich-synodale sein unter voller Wahrung der Rechte der Einzelgemeinden.

So kämen wir endlich zu dem, was schon bei der Reformation selbst hätte erreicht werden können: einer evangelischen Kirche des deutschen Reichs unter einheitlicher Leitung. Die Rechte, Sitten, mancherlei

geschichtliche Eigentümlichkeiten einzelner Provinzen und Staaten würden damit nicht im geringsten angetastet, die Gewissensfreiheit vollkommen gewährleistet sein. Auch manche der bisherigen Sekten könnten sich anschließen.

Ich sehe schon, wie manche Theologen, die dies lesen, mißbilligend den Kopf schütteln. „Unreif", „ungeschichtlich", „Utopie" etc.: ich kenne die Weise, kenne den Text.

Niemandem sei es verübelt.

Aber sehet um Gotteswillen zu, daß etwas geschieht! Daß endlich die Sehnsucht ungezählter Evangelischer nach einer Kirche gestillt wird, die wirklich diesen Namen verdient, an der sich die Gläubigen freuen können und die eine Zugkraft auch auf Fernstehende ausübt!

Sonst wackeln und stürzen am Ende noch ihre letzten Säulen, und wir wissen ja genau, wer sich darüber am meisten freuen würde.

Die Kirche.
II.

Herr, ich habe lieb die Stätte deines Hauses und den Ort, da deine Ehre wohnet.
Psalm 26.

Man braucht nicht gerade für den farbenglühenden und sinnberückenden Kultus der katholischen Kirche zu schwärmen, man kann ein treuer Evangelischer und strammer Protestant sein und trotzdem die übergroße Nüchternheit der Gottesdienste und die mangelnde Schönheit in vielen protestantischen Kirchen tief beklagen.

Muß denn das so sein? Ich glaube nicht. Das Evangelium, worauf wir uns doch ganz besonders gründen wollen, gebietet es wirklich nicht, sondern gerade aus seinem Geist heraus sollte der Gottesdienst für den „Schönsten unter den Menschenkindern" mit feierlichstem Schmuck begangen und edle Kunst in reichstem Maß an heiliger Stätte ihm dienstbar gemacht werden.

Gewiß sollen evangelische Gottesdienste in erster Linie Predigtgottesdienste sein. Aber nicht allein solche. Das

könnte schließlich schädlich sein. Es werden nämlich — darf man es sagen? — auch manche langweilige Predigten gehalten, wo Herz und Gemüt leer ausgehen. Schaffen wir aber eine herrlich ausgestaltete Liturgie mit einer Fülle von Wechselgesängen, singt der Kirchenchor reichlich mit, wird das Auge erfreut durch köstliche Bilder aus dem Evangelium, dann wirkt in einem solchen Rahmen das uralte Gotteswort um so tiefer und legt sich wohlig hinein in ein feierlich aufglühendes Herz. Man komme doch nicht mit solch albernen Redensarten wie „römischer Sauerteig" u. dgl. mehr, man sei doch nicht lutherischer als Luther selbst, der bei seinem scharfen Kampf gegen alle damalige Veräußerlichung der Religion ein sehr feines Verständnis für diese Seite des Gottesdienstes durch die Tat bekundete. Die Reformation sollte doch keine Neubildung, sondern ein Zurückgehen auf die alte Kirche sein. Nun wohlan, so greife man in deren alten Liturgieenschatz und stelle wieder echte, herrliche, evangelische Gebetsgottesdienste her.

Die Folgen werden nicht ausbleiben. Menschen, die an solchen kirchlichen Betrieb von frühester Jugend gewöhnt sind, werden für ihre Kirche immer etwas oder sogar sehr viel übrig haben. Das mehr Sinnenfällige ist für sie ein Vorhof zum Allerheiligsten. Die Liebe zum Wort, das Gebetsleben, der „Gottesdienst im Geist und in der Wahrheit" stellen sich dann von sich selbst ein. Manch einer wird aus dem Lärm des Tages sich gern in die schöne Stille des Gotteshauses zur Gebetssammlung flüchten. Dann erst wird es einen Sinn haben, auch an Wochentagen die protestantischen Kirchen offen zu haben.

Eine gute Verfassung und Ausbau des Kultus: das tut der evangelischen Kirche heute besonders Not. Die ewigen „Lehrstreitigkeiten" haben sie schier zermürbt. Möchten sie endlich ganz verschwinden. Das Evangelium ist ja so reich und tief, so schön und diamantenstrahlend, daß wir alle in Liebe zu ihm eins sein können, auch wenn der eine dies und der andere das Stück für bedeutungsvoller hält. Die

Schönheit des Gottesdienstes ist aber nur ein Symbol für die Schönheit des Evangeliums. Liberale und positive Protestanten werden durch sie gleichmäßig angezogen.

In letzter Zeit habe ich gelesen, daß eine evangelische Vereinigung „Die Hochkirche" für derartige Bestrebungen wirken will. Wenn sie sich von jeder dogmatischen Einseitigkeit freihält, z. B. von der strengen Bindung an die lutherische Abendmahlslehre, kann sie in Segen wirken.

Die Kirche.
III.

Auf daß sie alle eins seien.
Ev. des Johannes.

In dem heutigen entsetzlichen Wirrwarr, bei der ungeheuren Umwertung aller Werte, bei diesem Rollen auf abschüssiger Bahn, würde eine einige christliche Kirche von allergrößter sittlicher Wirkung sein; aber in verschiedene Konfessionen zerspalten, ist sie in ihrer Tätigkeit sehr beeinträchtigt und wird deshalb von den Gegnern um so mehr angegriffen und bekämpft.

Es ist darum sehr begreiflich, wenn gerade heute der Gedanke von „der Wiedervereinigung der christlichen Kirchen" von neuem auftaucht. Leicht gesagt, schwer ausgeführt.

Auf katholischer Seite macht man sich die Sache natürlich sehr leicht. Kehre zurück, Bruder, alles ist dir vergeben. Diese einfache Formel gilt dort für die Lösung der Aufgabe. Es ist aber kaum anzunehmen, daß das ganze christliche Deutschland jemals sich unter dem römisch-katholischen Banner wieder vereinigen wird und kann.

Um so mehr sollte der Protestantismus mit allem Eifer und mit größter Tatkraft darauf bedacht sein, unter sich eine einheitliche Front herzustellen. Tut er das nicht, dann läuft er Gefahr, zwischen zwei großen Mühlsteinen zermalmt zu werden. Auf der einen Seite der religionslose Materialismus und auf der andern der zielbewußte römische Katholizismus.

Ich habe mich schon in Friedenszeiten immer sehr gewundert, wie wenig in protestantischen Kreisen diese große Gefahr gewürdigt, ja vielfach gar nicht erkannt wurde. Auch nicht bei solchen, die sich mit Vorliebe „positiv" nannten. Der Kantönligeist, die Kirchturmspolitik, die Gruppen und Grüppchen, die Bunde und Bündchen sind zu zahllos bei den Protestanten, als daß daraus etwas vernünftiges werden könnte.

Und dabei noch der eigentümliche Wahn: getrennt marschieren und vereint schlagen! So?? Ich glaube, auch der vorurteilsloseste Beobachter der letzten Jahrzehnte deutsch-evangelischen Kirchenwesens könnte nur sagen: getrennt sind sie marschiert, um auf so und so vielen Gebieten des öffentlichen Volkslebens nicht bloß geschlagen, sondern fast bis zu gänzlicher Bedeutungslosigkeit herabgedrückt zu werden. Gerade in ihrer Schicksalsstunde steht die evangelische Kirche Deutschlands so geschwächt und so verworren wir nur irgend möglich da. Das muß heute endlich unverblümt und mit unerbittlicher Deutlichkeit gesagt werden. Durch das unselige „Vertuschen" sind wir soweit gekommen; aber diese Zeit des Beschönigens ist nun endgültig vorbei.

Das Zurückgehen auf die allereinfachste Formel würde hier — wie überall — den größten Segen stiften. Ich wüßte keine schönere als die des alten Kirchenvaters: In necessariis unitas, in dubiis libertas, in omnibus caritas. In notwendigen Dingen Einheit: ein Bekenntnis, die Bibel maßgebend in der dort gezeichneten Person des Erlösers und ihren klar erkannten sittlichen Forderungen; in zweifelhaften Freiheit: keine Buchstabenknechtung, sondern volle evangelische Freiheit auch in der Erfassung der Bibel, deren menschlich-göttliche, herrlich-schöne Gestalt auch manche dunkle und minder wichtige Züge enthält, zu denen sich jeder wie er Lust hat stellen mag; und in allem die Liebe, die da ist „das Band der Vollkommenheit".

Auf diesem Grund könnte man zusammen kommen, um der evangelischen Kirche endlich ein Haus zu bauen, das ihrer würdig ist.

Kultur.

Kultur, die alle Welt beleckt.
Faust 1.

Es gibt kaum einen größern „Märtyrer", kaum ein Wort, um welches sich so viele unklare und schwammige Begriffe herumranken, als das Wort **Kultur**.

Was versteht man in Wahrheit darunter?

Kultur bedeutet **Aufbau** als Handlung und als Zustand.

Wenn tausend fleißige Hände sich regen, um dir dein Haus, dein engeres und weiteres Vaterland so recht wohnlich und traulich zu machen, wenn Technik und Industrie, Handel und Wandel, Wissenschaft und Erfindergeist sich die Hände reichen, um die Gewohnheit deines Daseins zu einer wohligen und süßen zu gestalten, dann nennt man diese Tätigkeit und den durch sie geschaffenen Zustand Kultur. Wer wollte sich ihrer nicht von Herzen freuen, wer sähe nicht darin ein Befolgen jenes uralten biblischen Auftrags: **machet euch die Erde untertan!**

Und doch ist damit der Begriff noch lange nicht erschöpft. Das eben Gekennzeichnete müßte man richtiger **Außenkultur** nennen. Trotz allem Nutzen, trotz aller Schönheit, die sie birgt, trotz ihrer göttlichen Beglaubigung wird diese Art Kultur ein Fluch und ein Verderben fürs Menschengeschlecht, wenn man sich auf **sie allein** verläßt und daneben den **Aufbau der Seele** vernachlässigt oder gar überhaupt nicht betreibt.

Glaubst du das nicht, mein Bruder?

Dann siehe den Weltkrieg! Er ist der sinnenfälligste Beweis dafür. Denn wie war es und wie kam es doch?

Die Menschen schwelgten in „Kultur", das Werk ihrer Hände vergötterten sie, nicht Gott, sondern die Maschine beteten sie an. Durch die Errungenschaften der modernen Technik wollten sie sich — wie es im Turmbau von Babel heißt — „**einen Namen machen**". Ein Paradies auf Erden sollte anbrechen; Dampfschiffe, drahtlose Telegrafie, die schnellsten Bahnverbindungen sollten dazu dienen, die

Menschen nicht bloß räumlich, sondern auch seelisch so nahe wie möglich zu bringen und den großen Völkerbund herbeizuführen.

Nun, wir wissen, was seitdem geschehen ist.

Die wie ein orientalischer Götze verehrte Maschine hat sich demnach benommen. Gleich einem Moloch hat sie die Menschen gefressen. Die Technik stellte sich in den Dienst des Menschenmordens, die wildesten Instinkte wurden entfesselt. Der Kulturfirniß — Kenneraugen schon lange vor dem Krieg als solcher sehr sichtbar — ist abgestreift und die eigentliche Menschennatur in ihrer grauenerregenden Nacktheit hervorgetreten. Was jetzt in Deutschland geschieht, das sich früher so ganz besonders seiner hohen Kultur rühmte, ist ein wahrer Hohn auf die Kultur.

Wer sich auf die Volksseele versteht, wundert sich darüber nicht.

Schon seit Jahren war der Abstieg deutlich. Was man Kultur nannte, war in Wirklichkeit — Mephisto hat Recht mit seinem Bild — ein „Belecktsein" von äußerlichen Scheinwerten. Im Innern fraß der Wurm.

Vom Aufbau im Busen.

Mächtiger
Der Erdensöhne,
Prächtiger
Baue sie wieder,
In deinem Busen baue sie auf!
Neuen Lebenslauf
Beginne,
Mit hellem Sinne,
Und neue Lieder
Tönen darauf!

Faust 1.

Wir haben es festgestellt, und die Geschichte gibt uns darin recht: nur dann kann man wirklich bei einem Volk von „hoher Kultur" sprechen, wenn mit der Außen- eine Innenkultur Hand in Hand geht. Griechenland und Rom sind trotz äußerm Glanz zu Grunde gegangen, weil die letztere fehlte.

Was ist Innenkultur?

Ich wüßte darauf keine schönere Antwort als von dem köstlichen Wort des Apostels Petrus auszugehn: Erbauet euch zu einem geistlichen Haus. Unser seelisches Leben — der Quell allen Handelns — soll als Stein eingebaut werden in das große Haus des eignen Volkes und der Menschheit. Dazu muß unser Herz, wie ein Baustein, gemodelt und passend eingefaßt werden. Herzensbildung: das ist Innen-, das ist die Kultur.

Es ist klar, daß sie nur auf dem Weg der Religion zu erreichen ist. Schlagen wir die Bibel auf: von ihrer ersten bis zur letzten Seite welche Fülle von Spielarten über das große Thema „Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz!" Gerade unter diesem Gesichtspunkt versteht man die bewundernden Worte Goethes zu Eckermann von „der sittlichen Hoheit und Schönheit, wie sie in den Evangelien schimmern." Nur ein Volk, in dem nach den Worten des Psalmisten „Güte und Treue einander begegnen, Gerechtigkeit und Friede sich küssen", wo Früchte des Geistes, wie Paulus sie kennzeichnet, in lieblicher Fülle wachsen, das ist ein Kulturvolk. Fehlt diese Innerlichkeit weiten Schichten — bei allen wird und kann sie natürlich nie sein —, dann ist große Gefahr im Verzug. Ein solches Volk pflegt seine Rolle ausgespielt zu haben in der Welt-

geschichte. Innere Fäulnis und äußerer Tand sind seine Totengräber.

Achten wir auf die Zeichen der Zeit.

Schon lange Jahre vor dem Krieg übten in Deutschland geistlose Buben unter dem Beifall des Pöbels ihren blöden Witz an der Bibel. Trotzdem man von Bildungsstreben schier überfloß, verrohten die Menschen, weil man nicht an Herzens- und Gemütsbildung dachte. Die Kinoseuche, elende Theaterstücke und schier blödsinniges Tingeltangeltum fraßen am Mark des Volkes. Eine elende Afterwissenschaft, die sich gegen jeden Glauben blähte, nahm ihm den letzten Halt. Dazu der „kulturfördernde" Alkohol und die Unsittlichkeit.

Es kam was kommen mußte: der vollkommene sittliche Niederbruch seit jenem „glorreichen" 9. November. Ein Niederbruch, wie er schlimmer kaum jemals zuvor in der Geschichte beobachtet worden ist. Es gehört die ganze Verstiegenheit parteipolitisch verblendeter Fanatiker dazu, um zu behaupten, dieser offenkundige sittliche Verfall sei eine Folge des „kaiserlichen Regime". Ein Volk mit starker Innenkultur hätte gerade die Tage des Kriegsunglücks ganz anders überstanden. Aber wer Wind säet wird Sturm ernten.

Deutschland wird nur wieder in die Höhe kommen, wenn seine Volksangehörigen ihre Herzen sich stimmen lassen von göttlicher Künstlerhand. Auch ein armes Deutschland kann ein Volk hoher und höchster Kultur werden.

Und neue Lieder
Tönen darauf!

Dressur und Geist.

> Ich finde nicht die Spur
> Von einem Geist, und alles ist Dressur.
> Faust 1.

Es ist klar, daß innerliche oder schlechthin die Kultur außer der Erziehungsarbeit der Kirche selbstverständlich die der Schule in höchstem Maße voraussetzt. Da wir in Deutschland jetzt vor dem Aufbau einer neuen Kultur stehen, ist die Schule wieder sehr in den Vordergrund gerückt und neue Kämpfe sind um sie entbrannt.

Sie soll Bildung vermitteln. In diesem Punkt sind alle einig. Aber was versteht man unter Bildung? Hier scheiden sich schon die Geister.

Gebildet dürfte man wohl den Menschen nennen, der die Fähigkeit eines richtigen Urteils über sich und die Umwelt besitzt und infolge dessen auch zur rechten Zeit folgerichtig handeln kann. „Harmonie mit der Umwelt": so hat der hochgebildete einstige Schneiderlehrbub Rosegger die Bildung meiner Ansicht nach sehr fein bestimmt.

Diesem erhabenen Zweck sollte aller Unterricht in hohen wie in niedern Schulen dienen durch Einwirken auf Verstand und Gemüt. Keins von beiden darf zu kurz kommen, denn eine Vernachlässigung des Herzens zugunsten des Verstandes würde sicherlich keine Blüten am Baum der Menschheit hervorbringen. „Kein Unterricht ohne Erziehung, keine Erziehung ohne Unterricht." Man trage nicht zu viel toten Wissensstoff in die Schule, man richte keine Papageien ab, man hüte sich vor einem verwirrenden Vielerlei, auch vor einem Überschätzen der in letzter Zeit sehr beliebten mechanischen, physikalischen, biologischen und ähnlicher, an und für sich wissenswerter Dinge, sondern man übe so früh wie möglich das Urteil der Kinder und leite sie zu selbständigem Denken und zur Freude an der Beschäftigung mit geistigen Dingen. Dadurch allein kann ein Mensch zu dem Hochziel aller Schulbildung gebracht werden, auch nach der Schulentlassung, je nach Zeit oder Neigung, an das einst in der Klasse Gehörte wieder anzuknüpfen und selbsttätig an seiner Bildung weiter zu arbeiten.

Daß der Staat ein großes Interesse an der Schule hat und haben muß, leuchtet ohne weiteres ein, denn die jungen Menschen werden ja dereinst seine Bürger. Aber Elternhaus und Kirche haben ebenso Rechte an ihr, und ich möchte sie geradezu ewige, göttlich beglaubigte nennen. Dieser Dreiklang muß unter allen Umständen im Dienst wahrer Kultur harmonisch abgetönt werden. Überschreitet der Staat seine Befugnisse, greift er mit rauher Hand in die Bezirke der andern, gebärdet er sich religions- d. h. kulturfeindlich, dann kann es für christliche Kreise nur eine Parole geben: den Kampf, den allerschärfsten, rücksichtslosesten Kampf gegen eine solche brutale Vergewaltigung der Gewissensfreiheit. Ebenso dürfte — noch dazu in einem demokratisch-republikanischen Staat — das Recht zur Gründung von Privatschulen außer allem Zweifel stehen.

Vernunft und Wissenschaft.

Verachte nur Vernunft und Wissenschaft,
Des Menschen allerhöchste Kraft.
Faust 1.

Allerhöchste Kraft?! O nein, Mephisto, Vernunft und Wissenschaft — so hoch wir sie nur immer schätzen — sind nicht des Menschen höchste Kraft.

Der Beweis dafür ist einfach genug zu führen.

Wären sie es, dann müßte alleweil der vernunftbegabteste und gebildetste Mensch auch der sittlich tüchtigste und ein solcher sein, dessen Leben in kraftvoller Arbeit verläuft und weitwirkende Segensspuren hinterläßt.

Aber das ist — wir wissen es — häufig genug nicht der Fall, und wir können mitunter sogar das Gegenteil feststellen. Es gibt hochbegabte Verbrecher und sehr gelehrte Menschen mit äußerst schwachem Willen, die niemals etwas Ordentliches im Leben leisten. Und andrerseits kennen wir mittelmäßig Begabte von höchst geringer Bildung, die in ihrem Lebens-

bezirk Außerordentliches geleistet haben durch sittliche Willenskraft.

Wir werden also zu einem andern Urteil kommen müssen.

Gewiß sind Vernunft und Wissenschaft hochbedeutende Kräfte im Weltengetriebe. Glücklich der, dem ein gütiges Geschick Keimkräfte scharfer Vernunft schon bei der Geburt verlieh, der sie dann sorgfältig übte und in ernster Arbeit sich einen reichen Schatz tiefer Bildung erwarb. Er wird sich frei und sicher fühlen auch in mancher drückenden Enge seines Lebens. Aber er wird auch bald merken, — und der Begabteste und Gebildetste am allerersten —, daß er mit diesen Kräften allein nimmer des Lebens Hochziel erreicht; die Kluft zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen gelösten und ungelösten und niemals zu lösenden Welträtseln klafft immer tiefer; Berge des Zweifels türmen sich ihm auf; er erkennt, daß er nichts erkennt, und schließlich würde er wie Faust der ganzen Wissenschaft fluchen, wenn nicht ...

Ja, wenn nicht der Glaube als wirklich allerhöchste Kraft dazwischen träte! Er richtet den Verzweifelnden wieder auf und führt ihn in die Gefilde reiner Kraft und Freude und Schönheit. Jetzt wird ihm klar: „das Ende der Philosophie ist zu wissen, daß wir glauben müssen". Und dieser Glaube macht ihn dann so stark, daß „er auffahren kann mit Flügeln wie ein Adler" und sieghaft ohne zermürbendes Grübeln an die Überwindung innerer und äußerer Lebenshemmnisse herantritt. Dann gewinnt er auch die richtige Stellung zu Vernunft und Wissenschaft als freundlichen, Gott wohlgefälligen, Erdenschätze erschließenden Gefährten des Daseins, die jeder denkende Mensch — insonderheit auch der Christ — so hoch wie möglich achtet, aber nimmer überschätzt oder gar vergöttert. Vernunft und Wissenschaft, vom Ewigkeitshauch geküßt: so wollen wir sie lieben und mit allen Kräften erstreben!

Es wäre gut, wenn die Menschen von heute das begriffen. Unvernunft und Stumpfsinn beherrschen die Zeit. Halb- oder ganz irrsinnige Kaffeehausliteraten treiben unter dem Banner

„Freiheit, Vernunft, Wissenschaft“ usw. den betörten und vertierten Pöbel auf die Barrikade. Die vergötzte Vernunft gebiert den Wahnsinn.

Dennoch höre ich bei den meisten, die diesen Wahnsinn „bekämpfen“ wollen, kein Wort von der wirklich allerhöchsten Kraft. Sie pfeifen immer noch die alte Mephistomelodie wie seit Jahrzehnten. Nur Wissenschaft und Vernunft sollen helfen.

Es gibt eben Leute, die vor lauter „Vernunft und Wissenschaft“ schließlich ganz unvernünftig und verblendet werden.

············

Das fröhliche Buch.

Eine Religion, die den Menschen finster macht, ist falsch. Kant.

Botschaften und Aufrufe schießen jetzt wie Pilze aus der Erde; der neue Präsident der Republik hat nun auch seine „Osterbotschaft“ von Stapel gelassen.

Läge es wirklich nicht nahe, daß wir uns heute ganz besonders an die höchste Osterbotschaft und die umfassendste „Proklamation an alle“, an das Evangelium erinnerten?

Von vielen verächtlich gemieden, von wenigen leidenschaftlich geliebt, in seinen Grundzügen schließlich allen bekannt: so leuchtet es erwärmend und belebend durch die Jahrtausende.

Ich möchte hier zunächst eine Lanze brechen für seine Verächter. Alles verstehen heißt — wenn gleich nicht alles — aber doch manches verzeihen. Wie kommen die Leute zu ihrer verkehrten Anschauung? Wie ist's möglich, daß sie ein Buch, welches sie froh und stark machen will und kann, unter Schimpfen und Fluchen zurückweisen? Evangelium heißt doch „frohe Botschaft“, warum wollen sie von ihr nichts wissen?

Nach meiner Beobachtung tragen alle die eine große Schuld daran, welche mit vollem Mund behaupten evangeliumsgläubig zu sein und nun diesen Glauben ihren Mitmenschen auf eine etwas eigentümliche Weise vorleben. Finsterlinge und Eiferer, konfessionell und dogmatisch beschränkte Kampfhähne und ähnliche, von Jesus selbst im Evangelium mit scharfen Worten gebrandmarkte, Gestalten verleiden vielen den Geschmack am

göttlichen Wort. Ganz zu schweigen von der religiösen Heuchelei, der schlimmsten von allen, die unter dem Deckmantel der Religion Bosheit und Tücke spinnt.

Aber das entschuldigt die Verächter doch nur teilweise. Erst recht müßten sie nun zum Evangelium selbst greifen, um dann den Maßstab an derartige traurige Vertreter zu legen. Sie werden finden, daß nicht Finsternis, sondern Licht, nicht Kleinglaube, sondern himmelanstürmender befreiender Glaube, nicht ängstlich-frömmelndes Gesichterschneiden, sondern Freude und Fröhlichkeit, nicht engherziges, dumpfes Spintisieren, sondern Wahrheit und Klarheit, Liebe und Leben darin zu finden sind. Wie Schuppen wird es ihnen von den Augen fallen: das Christentum ist eine Religion, die den Menschen fröhlich macht.

Ich meine, wenn jemals, brauchen wir heute solch ein „fröhliches Buch“. Unsere Eingeweide sind schier verdorrt, das gesunde Lachen haben wir verlernt, die entsetzliche Not hat sich lähmend auf uns gelegt. Und doch, „kein Mensch taugt ohne Freude“. Wir brauchen sie wie das tägliche Brot. Nicht eine „wie die Welt sie gibt“, denn die Welt kann sie uns sehr schnell wieder nehmen. Wer seine Sache bislang auf irdische Freude einstellte, dem hat der Krieg eine mehr als schaudervolle Lehre gegeben.

Die Freude aber, die im Evangelium quillt, „kann niemand von uns nehmen“. So hat es uns Jesus selbst versprochen, und Unzählige haben es auf dem Sterbebett als die köstlichste Erfahrung ihres Lebens dankbar gepriesen.

Glückliche Augen.

Ihr glücklichen Augen,
Was je ihr gesehn,
Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön!
Faust 2.

O Lynkeus, wackrer Türmer, der du „in allem die ewige Zier“ sahst, wie schön ist doch dein Lied!

Mich dünkt, ein verständiger Mann könnte es auch heute singen. Erschreckt nicht, liebe Brüder, haltet mich nicht für

übergeschnappt, oder, was ungefähr dasselbe bedeuten würde, für einen „rosenroten Optimisten“ im landläufigen Sinn des Worts. Hört ruhig meinen Beweis für die Wahrheit dieser schönen Verse.

Es war schön, was wir gesehn?! Auch der entsetzliche, in Schmach und Schande erfolgte Niederbruch des Vaterlandes, der Verlust der Ehre, das Wanken von Treue, Recht und Ordnung? Kann einer, der sich heute zum Sterben hinlegt, wirklich sagen „es sei, wie es wolle, es war doch schön?“ Jetzt erwartet ihr von mir sicherlich Sophistereien, Deuteln und Klügeln. O nein, ich will so nüchtern und sachlich wie nur irgend möglich vorgehen.

„Schön“ ist und kann das Leben nur für den sein, der die Harmonie zwischen sich und der Umwelt und zwischen sich und Gott hergestellt hat. Fangen wir mit dem letztern, als dem wichtigern, an; aus ihm quillt naturgemäß das erstere. Harmonie mit Gott: in den Evangelien und Briefen des Apostels Paulus wird sie uns gelehrt und vorgelebt — „nun wir sind gerecht geworden durch den Glauben, haben wir Frieden mit Gott“ und „in dem allen überwinden wir weit“. „Selig sind die Augen, die das sehen, was ihr sehet“ sagt Jesus zu Menschen, deren äußeres Leben in Not, Jammer und Elend dahinfloß. Sie glaubten ihm und freuten sich ihrer „glücklichen Augen“.

Wer so steht, hat einen Punkt außerhalb der Welt, von wo er sie mit Künstleraugen, mit göttlich geschultem Blick betrachtet. Wohl sieht er das Häßliche, Gemeine, Schwarze und Niederträchtige — sogar noch viel schärfer als die andern —, aber ebenso auch das Helle und Lichte, das kleine stille erwärmende Leuchten. Er wird stark hassen können — im edelsten Sinne des Worts —, aber gerade deshalb auch stark lieben. Menschenverachtung wird ihm nicht fremd sein, aber ebenso die Fähigkeit, schnell und sicher bei seinen Mitmenschen schöne, erhebende, „mitfreuende“ Züge herauszufinden. Er richtet sich ein Plus- und Minussystem der Menschen ein und hat es bald heraus, daß auf zwanzig Minus ein Plusmensch die Freude

an der Menschheit nicht nur nicht verkümmert, sondern sie erhöht. So bleibt ihm die Harmonie mit der Umwelt erhalten: er haßt das Gemeine und liebt das Liebenswerte.

Wir haben im Krieg so viel erhebende Züge echten Heldentums erlebt, und in der Revolution ist ein wackerer Rest aufrechter Männer und Frauen ebenfalls da. Das müssen wir gegenüber der Schande als einen großen Gewinn buchen. Um diesen Kern krystallisiert sich die Hoffnung einer besseren Zukunft.

Darum: wer heute unverdrossen seine Pflicht tut, mit Gott im Reinen ist und gute Menschen alleweil kennen gelernt hat, der wird dennoch mit dem Türmer am Schluß seines Lebens sagen und freudig sagen:

„Es sei wie es wolle,
Es war doch so schön."

Seelenruhe.

... So werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen.
Ev. des Matthäus.

Seelenruhe — wen dürstete nicht nach ihr! Wer möchte nicht herauskommen aus diesem Meer von Unvernunft und Bosheit, von Haß und Hader auf eine stille Insel, wo er genesen könnte von diesem „Wust von Raserei"! Viele zweifeln an der Möglichkeit, und es sind nicht immer die Schlechtesten und Dümmsten. Weil sie zweifeln, darum verzweifeln sie auch bald und brechen elend zusammen oder enden gar durch Selbstmord.

Lessing sagt in seiner Emilia Galotti: „Wer nicht über gewisse Dinge den Verstand verliert, hat überhaupt keinen zu verlieren." Statt „Verstand" könnte man hier ebenso sagen „Seelenruhe", „inneres Gleichgewicht" u. dgl. Nur der ganz vertrottete Spießer, der elende Mammonist, ja man kann ruhig sagen: nur Idioten werden heute nicht berührt von dem furchtbaren Unglück des Vaterlandes. Und wenn du nun hörst von Tausenden und Abertausenden solcher „Unberührter", die tanzen und spielen, sich verlustieren und nur nach persönlichem Gewinn trachten, ergib dich drein, liebe

Seele: heutzutage wimmelt Deutschland von Idioten. Nicht blos in einzelnen Regierungen, sondern auch im Volk.

Aber der feingestimmte Mensch, der sein Vaterland liebt wie seine Mutter, er leidet furchtbar und windet sich unter qualvollsten seelischen Schmerzen. Vergebens schaut er nach irgend einer Hilfe aus.

Vergebens?!

Jesus hat uns allen Seelenruhe versprochen. Ein sturmdurchwühlter, von schweren seelischen Kämpfen heimgesuchter Mann, der ehemalige Zöllner Levi und spätere Evangelist Matthäus hat uns dies verheißungsvolle Versprechen des Herrn in seinem Buch übermittelt. Er lebte in ähnlichen Verhältnissen wie wir. Auch sein Vaterland war vom Feind besetzt, hart drückte die Faust der Römer, und im Innern zerfleischten sich ebenso seine Volksangehörigen in wütenden Parteikämpfen. So war er wahrlich nicht auf Rosen gebettet, und in qualvollen Nächten schrie seine Seele zu Gott, wie der Hirsch schreiet nach frischem Wasser. Aber Jesus, dem er vertrauensvoll nachfolgt, bringt ihm unzerstörbare Seelenruhe, und dankbar überliefert er als einziger unter den Evangelisten gerade dieses köstliche Wort des Herrn.

Wir müssen heute dasselbe tun, dann wird's uns genau so gehen wie einst dem Matthäus. Wir haben das göttliche Wort, die Brücke geistigen Verkehrs mit dem Allerhöchsten; je mehr wir in ihm leben und weben, werden seine Gedanken in uns wach werden und allmählich die Unruhe, Verzweiflung, Jammer und Not verdrängen.

Denn seine Gedanken sind nicht unsere Gedanken; er hat für uns Gedanken des Friedens, des Trostes, der Ruhe und der Kraft.

So werden wir Ruhe finden für unsere Seelen.

Seelenlose Seelsorger.

Was ihr nicht tastet
Ist euch meilenfern.
Faust 1.

Nicht wahr, die Überschrift klingt wunderlich? „Seelenlose Seelsorger"? Das ist doch ein Widerspruch in den zwei Worten. Wie kann ein Mensch, der nicht den göttlichen Funken in sich selbst — die Seele — anerkennt, sondern alle „seelischen Vorgänge" rein stofflich erklärt und nach berühmten Mustern etwa sagt „wie der Urin ein Sekret der Nieren so sei die Tätigkeit der sogenannten Seele eine rein mechanische Absonderung der Gehirn- und Rückenmarkzellen": wie kann der, so frage ich, für die Seelen anderer sorgen wollen?

Und doch geschieht das heute. Die Sozialdemokratie, als die eigentliche regierende Partei, will nach ihren eigenen Worten „große Kulturpolitik" treiben. Da sie nun auf dem Standpunkt steht „der Mensch sei ein Produkt seiner ökonomischen Umgebung", durch deren gänzliche Umänderung auch sein innerstes Wesen verändert würde, — etwa nach dem alten Büchnerschen Rezept „der Mensch ist was er ißt" —, so kann man einigermaßen gespannt sein, wie diese Kulturpolitik sich äußern und was für Früchte sie hervorbringen wird. Die Anfänge sind gerade nicht vielversprechend. Denn schon muß die Partei es sehen und ernste Männer in ihr haben es bedauernd öffentlich ausgesprochen, daß die Massen trotz „ökonomischer" Erfolge immer mehr verrohen und die Revolution einen immer wilder und toller sich gebärdenden politischen und sittlichen Radikalismus gezeitigt hat.

Daß äußere Umstände — es sei nur an das vielerorts schreckliche Wohnungselend und den Hunger erinnert — einen mitbestimmenden Einfluß auf das seelische Leben haben, ist ja eine Binsenwahrheit, der kein ernster Mensch, am allerwenigsten ein Christ, sich jemals verschlossen hat. Aber eine furchtbare Torheit, ja ein Verbrechen ist es, auf rein materialistischer Grundlage die Erziehung der Menschen aufbauen zu wollen. Trotz Theater, Literatur, Konzerten und ähnlichen Dingen. Die Auswüchse all dieser schönen Künste

haben wir ja im letzten Jahrzehnt schon genug zu schmecken bekommen, und der Ekel steigt einem in die Kehle über eine „Kunst", bei der man oft nicht weiß, ob Wahnsinn oder Verkommenheit ihre wesentliche Merkmale sind.

Es ist klar, daß jetzt die Schule im Brennpunkt des Interesses stehen muß wie nie zuvor. Christliche Eltern müssen unter allen Umständen verlangen, daß die Seelen ihrer Kinder gebildet werden. Das kann nicht geschehen unter dem Zeichen jenes schalen und abgestandenen Materialismus, der Mitte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland auftauchte, heute aber wissenschaftlich überwunden ist und nur von Dutzendagitatoren einer blöden Masse in lärmenden Volksversammlungen vorgetragen wird.

Das kann nur geschehen — und zwar nicht blos im Religionsunterricht allein — im Zeichen jenes großen Lehrers der Menschheit, der einst das köstliche und tiefe Wort gesprochen hat: „Was hülfe es dem Menschen, wenn er **die ganze Welt gewönne, und nähme doch Schaden an seiner Seele?".**

Vom verruchten Optimismus.

Rosen auf den Weg gestreu
Und des Harms vergessen.
Hölty.

Wenn ich von jemand höre, er sei ein „Optimist vom reinsten Wasser", dann mache ich mir so allerhand Gedanken; lerne ich ihn persönlich kennen, nehme ich ihn ganz besonders unter die Lupe.

Fast ausnahmslos verbirgt sich unter diesem landläufigen Optimismus Halbheit und Feigheit, Unfähigkeit und Faulheit, Leichtsinn und Dummheit, im besten Fall Gedankenlosigkeit.

Am schlimmsten ist der religiöse Optimismus. „Gott sitzt im Regimente und führet alles wohl", „der Herr wird's versehen" etc. etc. Selbstverständlich stimmt das; namentlich das Christentum ist die Religion unzerstörbarer Hoffnung und

nicht klein zu kriegender Freude. Aber man soll dabei „Gott nicht versuchen", die göttliche Pädagogik nicht gar zu gröblich mißverstehen. Nur dann will er sich zu uns bekennen, wenn wir die in uns gelegten göttlichen Seelenkräfte wacker üben und „den guten Kampf des Glaubens kämpfen". Wenn wir arbeiten, gleich als ob alles Beten nichts hülfe; aber auch beten, als ob die Arbeit nichts hülfe. „Hilf dir selbst, so hilft dir Gott": dieses nur zu oft gemißbrauchte Sprichwort hat auch in christlichem Licht seine wohlverstandene Berechtigung.

Der Ausgang des Weltkrieges und die Revolution haben diesen verruchten Optimismus in seiner ganzen schauervollen Blöße enthüllt.

Die „Erdolchung unseres Heeres durch die Heimat" und das uns zum Gespött und zur Verachtung der gesitteten Welt machende Spartakidentum: sind sie nicht das ganz folgerichtige Schlußglied einer Kette jahrzehntelanger, sehr planmäßiger Verhetzung? Das nannte man aber einst „eine vorübergehende Erscheinung", diese Verführer hielten „Staatsmänner" in den Augusttagen 1914 für überwunden! Wenn schon vor vierzig Jahren Männer — Profeten! — das Endziel dieser „revolutionären Internationale" klar vor Augen sahen: wir wissen, wie sie von den „Rosenroten", den „Optimisten" behandelt worden sind.

Daß ferner im August 1914 „führende Staatsmänner" in Deutschland von der Kriegserklärung Englands „überrascht" wurden, daß in den Vorjahren nicht die allereinfachsten Vorbereitungen darauf getroffen waren und wir infolgedessen wirtschaftlich und diplomatisch nahezu unvorbereitet in unsern Schicksalskampf hineingehen mußten, wer anders als der „verruchte Optimismus" trägt dafür die Schuld?

Und heute pfeift man vielerorten dasselbe Lied.

Obwohl bei uns jetzt nahezu alles drunter und drüber geht, sind die Rosenroten wieder zur Stelle. „Es ist nicht so schlimm", „es wird schon wieder werden": so pfeifen sie und singen noch dazu das Lied vom „guten Kern des deutschen

Volkes". Selbstverständlich ist der noch da; aber jede Hoffnung auf ihn ist vollkommen irrig, wenn nicht gearbeitet und planmäßig danach gestrebt wird, daß sich um diesen guten Kern immer mehr sittliche Kräfte krystallisieren.

Zu dieser Arbeit tragen aber die Rosenroten am wenigsten bei, sondern gerade alle die, welche die Lage so unerbittlich und nüchtern wie möglich beurteilen.

Wenn Goethe heute noch lebte, würde er vielleicht seinen bekannten Vers über die Rezensenten so umändern:

„Schlagt ihn tot den Hund,
Er ist — ein Optimist."

Vom guten Mut.

Darum bin ich guten Mutes.
Paulus an die Korinther.

So schwammig der Optimist, so kernig der „Gutmutler". Ich will einmal ganz frisch und froh in Anlehnung an das Bekenntnis des Apostels dieses Wort bilden. Trotz allem, was geschehen ist und geschieht, oder vielmehr gerade deswegen muß jeder vaterlandsliebende Mensch heute guten Muts sein, sonst geht alles verloren.

Paulus ist uns ein vortrefflicher Lehrmeister. Warum verlor er — auch in den schrecklichsten Lebenslagen — nimmer seinen guten Mut und konnte das Schwerste ertragen und das Höchste wagen? So viel ich sehe, aus folgenden Gründen.

Er beurteilte seine Zeitgenossen richtig, weil er bei aller Liebe zu ihnen niemals die „Bestie im Menschen" übersah. Das kann natürlich nur der Mensch, der das Böse in sich selbst klar sieht und mit dem alten Adam in scharfem und unerbittlichem Kampf steht. Nicht rosenfarbig oder schwarz, sondern „göttlich-nüchtern" malte sich die Welt in seinem Kopf.

Er verstand die hohe Kunst zu schweigen, in die Stille zu gehen und dann wieder zu reden und zu handeln, alles gerade zur rechten Zeit. Er war ein Beter wie je einer. Aber alles Beten dünkte ihn im Sinne Jesu nutzloses heidnisches Geplapper, wenn nicht, wie später Kant das einmal sehr fein

ausgedrückt hat, „begleitende Gebetsgedanken unser ganzes Tun und Handeln durchdringen". So prägte er sein „Betet ohne Unterlaß", so sprach er vom „vernünftigen Gottesdienst" und warnte vor einem „Eifern mit Unverstand". Kraftvolles Handeln unter der Geistesleitung seines Herrn und unter scharfer Zurückweisung eigensüchtiger Belange („wenn ich schwach bin, bin ich stark") war, so zu sagen, erst die Grundlage, auf welcher sich dann sein kindliches Gottvertrauen zu sieghaft leuchtender Stärke erhob.

Es ist klar, daß dieser Mann sich nie „von den Ereignissen überraschen oder zermalmen" ließ, sondern daß er über ihnen stand in guten wie in bösen Tagen. „In dem allen überwinden wir weit." „Ich vermag alles durch den, der mich mächtig macht." „Darum bin ich guten Muts." „Wer will mich scheiden von der Liebe Gottes?"

Dieser gute Mut des Apostels sollte heute das Kennzeichen aller echten Deutschen sein. Wenn wir auch nicht mehr mit dem alten Preußenlied bekennen können: „Es hat schon ärger in der Welt gebrauset," wenn wir schmerzerfüllt den traurigsten Niederbruch feststellen müssen, den Deutschland je erlitten: dennoch wollen wir das freudige Bekenntnis des Paulus uns zu eigen machen.

Wir wissen, wie tief es verankert ist.

Und unwillkürlich beschleicht einen der Gedanke, ob es überhaupt mit uns zu diesem grauenerregenden innern und äußern Absturz gekommen wäre, wenn alle unsere bisherigen Leiter an verantwortlichen Stellen und Ratgeber des Kaisers nur eine Spur jenes psychologischen Scharfblicks, jener sichern Menschenkenntnis und unbeirrten Zielklarheit gehabt hätten, wie sie uns in den Briefen des Paulus und in der Apostelgeschichte entgegenleuchten.

Viele von ihnen waren leider nicht Männer des „guten Muts", sondern „Optimisten".

Vom Aussehen der Erlösten.

Erlöster müßten mir seine Jünger aussehn.
Nietzsche, Zarathustra.

Dies Wort des großen Christushassers hat auf mich immer einen tiefen Eindruck gemacht.

Wie war es doch und wie ist es doch?

„Dem Volk soll die Religion erhalten bleiben": so hat einst wohlmeinend und überzeugt der alte Kaiser Wilhelm gesprochen. Aber viele, recht viele aus den sogenannten staats- und kirchenerhaltenden Kreisen (in Wirklichkeit waren sie unbewußte Umstürzler) haben ein übles Spiel mit diesem Ausspruch getrieben. Dem Volk?! Nun ja, aber wir sind nicht Volk, nicht Proletarier. Wir sind die Auslese, die Edelsten, die Gebildeten. Wir brauchen sie nicht. Die große Masse bedarf der Religion, damit sie nicht stiehlt und raubt, plündert und aufsässig wird.

Dies Register hatte aber ein Loch, ein sehr großes sogar.

Die Masse ist genau wie ein Kind und wird es stets bleiben. Sie besitzt ebenso wie das Kind einen sehr feinen Instinkt. Der heranwachsende Knabe hat es sehr bald heraus, wie sein Vater wirklich über die Religion denkt, die ihm in Haus und Schule aufgetischt wird, und das „Volk" merkte auch schnell, daß viele von denen, die sich so sehr für „Religion im Volk" ereiferten, wenig erlöst aussahen. Sie schleppten eben zu sichtbare Ketten mit sich, die ihnen kein andrer außer Christus hätte abnehmen können. Da die Masse — darin wieder dem Kind ähnlich — sehr gern verallgemeinert, so schlossen sie aus dem Auftreten dieser „wenig oder garnicht erlöst Aussehenden" auf die Gesamtjüngerschaft Jesu und jagten ihre ganze Religion zum Teufel.

Wohin aber ein Volk gelangt, das in seinen breiten Schichten nicht mehr religiös fühlt, das haben wir in den Revolutionswirren und in den letzten Kriegsmonaten mehr als deutlich zu sehen und zu fühlen bekommen.

Darum können wir, die wir uns nach Christus nennen,

nicht ernst genug diesen Ausspruch Nietzsches erfassen. „Erlöster müssen wir aussehen." Ein Christentum der Worte ist nichts, aber auch wirklich gar nichts, wenn es nicht gleichzeitig durch eins der Gesinnung und der Tat getragen wird.

Das sind ja alles Binsenwahrheiten, die uns fast auf jedem Blatt der Bibel entgegenleuchten; aber es ist doch gut, wenn wir sie uns von dem furchtbaren Ernst der Zeit heute um so nachdrücklicher sagen lassen.

Der Dichter des Kirchenlieds hat sie einst in die schönen Verse gefaßt:

„Ihr, die ihr Christi Namen nennt,
Gebt unserm Gott die Ehre!
Ihr, die ihr Gottes Macht bekennt,
Gebt unserm Gott die Ehre!
Die falschen Götzen macht zu Spott,
Der Herr ist Gott, der Herr ist Gott.
Gebt unserm Gott die Ehre!

Vom wirklich heiligen Egoismus.

Was hülfe es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne und nähme doch Schaden an seiner Seele?
Ev. des Matthäus.

Es gibt — trotz Salandra — einen wirklich heiligen Egoismus. Wir dürfen nur diesen Satz des Evangeliums umkehren, dann leuchtet uns daraus folgende Wahrheit entgegen: was schadet es dem Menschen, wenn er die ganze Welt verliert, und seine Seele bleibt unversehrt? Kraft und Reinheit der Seele, wenn ich die nur behalte, dann mag alles um mich her in Trümmer gehen.

Nicht wahr, das klingt zunächst sehr selbstsüchtig? Der Fromme denkt also nur an sich und sein Seelenheil. Alles übrige ist ihm gleichgültig: das Schicksal seiner Mitmenschen, die Not des Vaterlandes, das Elend verirrter und verführter Brüder. Aber diese Selbstsucht ist nur scheinbar; in Wirklichkeit ist die von Jesus mit ganz besonderem Nachdruck so häufig geforderte Sorge um das eigene Seelenheil auch der Urquell

aller Liebe und Barmherzigkeit gegen die Mitmenschen. Auf eine kurze philosophische Formel gebracht: christlicher Egoismus ist gleichzeitig vollkommenster Altruismus.

Wir wollen diesen Satz in die heutige Zeit einstellen. Alles ist verloren, sogar die völkische Ehre. Aber — so spricht der gläubige Christ — meine Seele nicht. Die atmet auch heute noch Ruhe, Stärke und Glück in Jesus. Ich wäre ja der reinste Tor, wenn ich nicht weiter mit dem größten Fleiß darauf bedacht wäre, diese Glücksfähigkeiten meines Innern zu erhalten, zu befestigen und zu vermehren durch eifrigstes Beschäftigen mit dem göttlichen Wort, durch ein „Sitzen zu Jesu Füßen", durchs Gebet und manches andere, durch all das, was er selbst „Sorgen und Trachten nach dem Reich Gottes" genannt hat. Die einzige Selbstsucht, die er empfiehlt.

Und nun geschieht etwas Wunderbares. Diese göttliche Selbstsucht drängt, ganz im Gegensatz zu der irdischen, den von ihr erfüllten Menschen, auch andre an seinen Schätzen teilnehmen zu lassen. Sie ist der eigentliche Kern aller Missionstätigkeit der Kirche. Das schöne Bestreben, von dem erfahrenen Glück auch andern mitzuteilen, am Glanz der gefundenen Perle auch andere sich freuen zu lassen.

Heute gibt es Millionen von Traurigen und Niedergebrochenen, Verirrten und Verkommenen. Mehr als je gilt es, schwache Seelen auf das aufmerksam zu machen, was sie wieder stark machen kann, auf die Kräfte des Evangeliums. Die in heiligem Egoismus „starkseelig" Gewordenen sind natürlich in erster Linie dazu berufen. Eine gewaltige, aber auch eine schöne Aufgabe harrt ihrer im eigenen Vaterland.

Je mehr aber solch sittlich erneuerte und gefestigte Menschen aufstehn und je eher die fast zu Volkskrankheiten gewordenen schweren sittlichen Schäden weichen, um so früher wird dann jene Grundlage geschaffen, auf der allein ein — wenn auch langsames — Emporblühen Deutschlands überhaupt denkbar ist.

Wer heute und immerdar mit größtem Eifer um sein Seelenheil ringt, der arbeitet auch in „heiligem Egoismus" am Wiederaufbau seines Vaterlands.

Die Insel.

Bleibt uns nur das Ewige jeden Augenblick gewärtig, so leiden wir nicht an der vergänglichen Zeit. Goethe.

Im sturmbewegten Meer der Gegenwart, dessen Wellen mitleidslos unser Lebensschiff umherwerfen, liegt eine stille, liebliche Insel. Wir können auf ihr landen, um dort immer wieder neuen Mut und frische Kraft zu sammeln. Und dieses tröstliche Bewußtsein verläßt uns nimmer auf hoher Fahrt und behütet uns vor der Verzweiflung.

Diese Insel ist das Ewige.

Seit Jahrtausenden haben sich Menschen damit getröstet. Nicht gedankenlose, sondern nachdenkliche und besinnliche. Heiden, Juden und Christen. Plato in seiner wundervoll durchgeistigten und doch wieder kindlich fröhlichen Lehre von der Idee, die ewig schön ist im Gegensatz zu den wechselvollen Dingen; die alttestamentlichen Schriftsteller, sonderlich die Psalmisten, und am allerschönsten redet davon das neue Testament.

So sagt Paulus, der Mann der Trübsale, im zweiten Brief an die Korinther: „Denn unsere Trübsal, die zeitlich und leicht ist, schaffet uns eine ewige über alle Maßen wichtige Herrlichkeit, uns, die wir nicht sehen auf das Sichtbare, sondern auf das Unsichtbare. Denn was sichtbar ist, das ist zeitlich; was aber unsichtbar ist, das ist ewig".

Sehr viele Menschen denken bei dem „Ewigen" leider nur an etwas Zukünftiges: an das ewige Leben, an das Jenseits, an den endlichen Sieg der Gerechtigkeit u. a. m. Das ist nicht falsch, aber sehr einseitig. Nein, mitten hier im Leben sind wir nicht bloß vom Tod, sondern auch von der Ewigkeit umfangen. Sie hat keinen Anfang und kein Ende, das Ewige an den Dingen ist an sich schön und vollkommen und herzerhebend.

Vaterland und Freiheit, Treue und Redlichkeit, Ordnung und gute Sitten: wie ist das alles jetzt bei uns verkümmert und niedergetreten, so daß sich das Herz traurig zusammenkrampft. Aber sind die Begriffe davon nun auch zerstoben, sollte es keine Treue, auch keine deutsche Treue mehr geben,

sollte der Begriff des Vaterlandes mit all seinen innigen wundersüßen Belangen für uns geschwunden sein? O nein, das ist nicht so und kann nicht so sein. In unserer ewigen, von Gott geschaffenen Seele, die „auf das Unsichtbare sieht", lebt das unzerstörbare Bewußtsein, daß all diese herrlichen Besitztümer nur zeitweilig durch grobe materielle Schlacken sehr verdunkelt sind und daß „die Ewigkeit an ihnen" unzerstörbar ist.

Plato hat einst den schönen Satz aufgestellt, daß „die wahre Tugend eine ständige Reinigung der Seele von körperlichen Schlacken" sei. Eine echt christliche Idee. Je mehr der Einzelne an sich diesen Reinigungsprozeß ausführt, um so mehr ist er ein „Ewigkeitsmensch". Dann wird er, nach dem schönen Goetheschen Wort, an der vergänglichen Zeit nicht leiden.

Wenn weitere Volksschichten das tun — die „ewig Blinden", das Herdenvieh wird allerdings nie dabei sein —, dann strahlen allmählich immer heller die sittlichen Güter eines Volks, welche man mit Recht die ewigen nennt.

Urväter Hausrat.

Urväter Hausrat drein gestopft.
Faust 1.

Der „Biedermeierstil" war seit einiger Zeit wieder Mode geworden. Reiche Leute, die es sich leisten konnten, richteten nach ihm einige Zimmer oder ihre ganze Wohnung ein. Stühle, Tische, Tapeten, das Spinett und was sonst dazu gehörte, schauten uns an genau so wie damals den Großvater, als er die Großmutter nahm. Das hatte Sinn bei jenen, die irgend etwas für den Geist jener Zeit übrig hatten, also z. B. von der Musik, der Dicht- und Malkunst, dem Kunstgewerbe damaliger Tage wirklich etwas verstanden oder einen damals lebenden Großen ganz besonders ins Herz geschlossen hatten. Bei den meisten war es allerdings Schmockerei.

Heute wäre der Biedermeierstil für uns alle eine zwingende Notwendigkeit. Ich meine den geistigen Hausrat unserer Großväter. Rückschritt, Beschränktheit? O nein. Die Fortschritte, die wir in mancher Hinsicht gemacht haben, wollen wir nimmer verleugnen. Ich gehöre auch durchaus nicht zu den Lobrednern der „guten alten Zeit", die uns nur in der Rückschau so vorkommt, in Wirklichkeit jedoch auch manche Schattenseiten hatte. Aber zwei Eigenschaften unserer Groß- und Urgroßväter kämen uns heute recht zu statten: die Genügsamkeit und geistige Sammlung.

Man vergleiche einmal das Schlaf- und Arbeitszimmer des alten Goethe in Weimar mit den Prunkgemächern unserer heutigen „Dichterfürsten"; man lese, wie der damalige geistig hochstehende Bürger in einfachen Gesellschaftsräumen bei Tee und Butterbrot mit Gleichgesinnten edle Geselligkeit pflegte und denke an die überladenen „Diners" und „Soupers" der letzten Friedensjahre; man betrachte etwas genauer das gemütlich-heitere und fein durchgeistigte Kulturbild damaliger Tage im Vergleiche mit dem öden Protzentum der heutigen mammonistischen Kreise: dann merkt man den Unterschied sofort. Nun, zur Einfachheit werden wir zurückkehren müssen, ob wir wollen oder nicht. Und auch unsere Seele wird manches

Gute davon haben; die Romantik der Posthornzeit wird in irgend einer veränderten Form uns umspinnen, und Mondschein und Wälderrauschen kann man uns auch nicht nehmen.

Unsere Weltgeltung und -wirtschaft ist zertrümmert. Jeden echten Deutschen, der mit froh klopfendem Herzen ihre Anfänge bis zur stolzen Höhe betrachtete, schmerzt der Verlust tief. Aber auch hier müssen wir aus der Not eine Tugend machen. Auf uns selbst beschränkt können wir — auch in drückenden Verhältnissen — besinnlicher werden, uns geistig mehr sammeln. Wir lebten bisher in einem wahrhaft „tintenklecksenden Säkulum"; vielleicht gewöhnt man sich wieder daran, wenige und gute Bücher oft zu lesen und mit liebevollem Herzen in die alten Kulturkammern unseres Volkes hineinzugehen.

Eine idealistische Grundstimmung, vom geistigen Urväterhausrat befruchtet, kann die Wiege eines erstarkenden Deutschlands werden.

Der Mammonismus hatte sich zu tief bei uns eingefressen und war unser Unglück geworden.

Reiche Armut.

In dieser Armut welche Fülle!
Faust 1.

Es hat oft genug im Laufe der Geschichte Völker gegeben, die bei äußerer Armut große innere Vorzüge aufwiesen. Vorzüge, die ihnen selbst als Reichtum erschienen und auch von anderen Völkern als solche anerkannt und geschätzt wurden.

Wir denken an die begeisterte Schilderung altgermanischer Charaktereigenschaften durch Tacitus, an die alten Spartaner und Römer in ihren guten Zeiten, an die ersten Christengemeinden und die Niederländischen Geusen. Fast ausnahmslos hat ein Fortschritt äußerlicher Kultur einen Niedergang der Sitten nach sich gezogen, und äußerer Reichtum wurde mit innerlicher Verarmung und Entkräftung erkauft. Rousseau hat durchaus Recht, wenn er in seiner bekannten Schrift die Frage, ob „der Fortschritt der Wissenschaften und Künste zur Verderbnis oder Reinigung der Sitten beigetragen habe", mit scharfsinnigen Gründen verneint.

Das soll uns jetzt zum Trost gereichen.

Deutschland ist arm geworden und wird es wohl längere Zeit hindurch bleiben. Trotz allem Sozialismus, trotz planund sinnlos erpreßten Lohnerhöhungen, trotz allem Gerede vom „Aufstieg der Enterbten". Wo nichts mehr zu erben und zu holen ist, da hat nicht nur der Kaiser, sondern auch „Plebs, der Diktator" sein Recht verloren.

Hier muß nun die Selbstbesinnung eintreten. Erinnern wir uns jetzt ganz besonders daran, daß Deutschland tatsächlich — ohne jede Spur von Überhebung soll es gesagt sein — einen reichen Schatz hoher geistiger Kultur besitzt, den uns niemand rauben kann. Der war zeitweise sehr verschüttet durch Schutt und Gerümpel lallender Dadaisten, kleckſender „Futuristen", hirnloser Operettenkomponisten und verrückter Kaffeehausphilosophen; aber er muß wieder gehoben und weitesten Kreisen zugänglich gemacht werden. Wir haben — ja, kann ich wirklich die Schätze zählen, die wir haben? Das ist unmöglich, aber doch einige. Also wir haben: die Luther-

bibel, unsere Klassiker, Kant und Fichte, (die nur immer **noch** volkstümlicher ausgezogen werden müssen), Rosegger und manch andere Wackere neuerer Zeit, wir haben Bach und Löwe, Schumann und Schubert und eine Fülle der köstlichsten Volkslieder. Und außerdem haben wir — den Achtstundentag. Der kann und wird ein Segen werden, eine Quelle des Reichtums, wenn die neu erworbene Muße gut ausgefüllt wird durch reichliche Seelenbäder in dem frischen unversieglichen geistigen Kulturquell Deutschlands.

Innere Festigung, ein glückliches Famlienleben, Glaube und Treue und alle bürgerlichen Tugenden können daraus wieder von neuem entstehen.

Deutschland kann in seiner Armut ein reiches Land werden.

Am allerreichsten sicherlich dann, wenn es die Parole des Apostels Paulus auch zu der seinigen machen würde:

Durch Christus reich in allen Stücken!

Alles andere „**wird uns dann von selbst zufallen**".

Vornehm.

Und Jesus nahm ihn von dem Volk besonders.
Ev. des Markus.

Ich bin doch sehr gespannt, wie sich die Leute künftig den Begriff „vornehm" zurechtlegen werden. Es kommt nämlich sehr viel darauf an. Auch ein unglücklicher, vom Leben hart mitgenommener Mensch kann ein innerlich sehr vornehmer Charakter sein und ist es tatsächlich vielfach. Gerade dadurch mildert er sein Unglück; ja, reiche Innenwerte ersetzen ihm nicht bloß den Verlust äußerer Glückgüter, sondern schaffen ihm jetzt erst die rechte Möglichkeit, das wahre Glück zu erkennen im Gegensatz zu allem Scheinwesen.

Ach, daß Deutschland doch ein vornehmes Volk würde!

Die Gelegenheit dazu ist nicht ganz ungünstig. In vollstem Ernst gesprochen.

Zertrümmert ist alles, was uns vorher in den Augen der übrigen, fast ausnahmslos neidischen Welt „vornehm" machte, denn wir sind nicht mehr stark und nicht mehr reich. Ein Gespött sind wir geworden, ein Liedlein — wie der Profet sagt — den Völkern der Erde.

Auch das Urteil vieler über die „Vornehmheit" eigner Volksgenossen muß geändert werden. Excellenzen, Titel- und Ordensträger, Standesherren und Fürsten, Millionäre, Generale mit der alten Machtfülle: all das nannte man doch früher ohne weiteres vornehm, nicht wahr? Das gibts nun nicht mehr, oder doch nur in stark geminderter Form. Ferner: Putz und Tand der Weiber, ein „Aufgedonnertsein" in manchmal komischer Aufmachung, auch das galt kleinen Hirnen für eine vornehme Sache. Da aber heute noch mehr Huren als früher und ekle Kriegswucherweiber so herumstolzieren, werden auch die Blödesten der Blöden sich nach einem neuen Begriff für vornehm umsehen müssen. Doch Spaß bei Seite. Spaß?! Zur rechten Zeit fällt mir eben noch ein, daß hie und da auch „wirklich vornehme Frauen" ihren Kleiderschnitt nach Pariser Dirnenmuster sich anfertigen ließen.

Es muß also ein neuer, durchaus sicherer und klar den Kern erfassender Begriff für „vornehm" aufgestellt werden.

Ich finde ihn nirgends schöner als im Evangelium.

Da wird uns häufig von Menschen erzählt, die „Jesus besonders nahm (vornahm) vor dem Volk". Er zeichnete sie aus durch liebevolles Eingehen auf ihren persönlichen Seelenzustand, sie setzten sich dann heilsbegierig zu seinen Füßen und folgten ihm später nach, die Brücken abbrechend hinter ihrem bisherigen Leben.

So wurden sie vornehme Leute. Jesus hatte sie „vorgenommen", und dadurch erstrahlte bald ihr Innen- und Außenleben in einem bislang nie gekannten Glanz, der den Aufstieg ihrer Seele zu lichten Höhen deutlich offenbarte, ihnen selbst und den Mitmenschen zu wahrer Freude und Erquickung.

So und nicht anders können auch wir heute vornehm werden, sein und bleiben.

Als Angehörige eines verachteten und bemitleideten Volkes müssen wir um so mehr danach streben.

Sehnsuchtspfeile.

Ich liebe die großen Verachtenden, weil sie die großen Verehrenden sind und Pfeile der Sehnsucht nach dem andern Ufer. Nietzsche.

Der Begriff der Verachtung — auch des Hasses — löst sich bei vielen Christen in schwammige Nebelgebilde auf, so daß schließlich wenig oder garnichts von ihm übrig bleibt und sie dann ganz allmählich in den Zustand des „Geschehenlassens um jeden Preis" und einer saft- und kraftlosen Verzichtstimmung hineinkommen. Das ist unwürdig und läuft stracks wider das Evangelium. Jesus trieb einst in heiligem Zorn die Händler mit der Peitsche zum Tempel hinaus, er sprach das Wort: „Wer nicht mit mir ist, der ist wider mich"; in der Offenbarung sollen die „Lauen", d. h. die, welche weder hassen noch lieben können, „ausgespieen werden aus seinem Munde" und in seinem Hymnus (1. Kor. 13) redet Paulus auch von der Liebe, die „sich nicht der Ungerechtigkeit freuet", das heißt doch wohl nichts anders, als daß sie tatkräftig gegen Bosheit und Niedertracht sich zur Wehr setzt.

Nur der wird stark lieben können, der ebenso stark hassen und verachten kann. Selbstverständlich kein Haß aus persönlichen Gründen, sondern ein solcher, der — ich wage es zu sagen — im Dienst der Liebe steht und zur Veredlung wahren Menschentums ehrlich beitragen will.

So liebe ich die schönen Worte des großen Christusgegners Nietzsche, und gerade auch unter dem von ihm nicht gewollten Gesichtspunkt christlicher Ethik erscheinen sie mir durchaus wahr.

Heute sind große Verächter und starke Hasser sehr vonnöten. Erschrick nicht, lieber Bruder, und verurteile mich nicht: Gott sei Dank! sie sind da.

Sie sind „die großen Sehnsuchtspfeile nach dem andern Ufer", sie sind der Hort der Zukunft, an dem die Irrsinnigen und Stammelnden, die Schillernden und Lauen, die Feigen und Faulen sich dereinst aufraffen können.

Sie werden ihren Kindern — wie einst Hamilcar dem

Hannibal — einimpfen die große Verachtung für das, was jetzt in Deutschland geschieht; und darum werden sie in den jungen empfänglichen Seelen große Sehnsüchte erwecken nach einem neuen starken Vaterland, nach „einem Vaterland der Treue".

Es wird dann wieder einmal durch dumpfe Nacht ein Brausen ziehn und beugen die knospenden Reiser.

Den Grund dazu legen die heutigen „großen Verachtenden". Seid mir gegrüßt, ihr Bauer deutscher Zukunft!

....

Und die Liebe.

Aber die Liebe ist die größte unter ihnen.
Paulus an die Korinther.

Ist denn aber kein Platz mehr für die Liebe!?

Wer Haß und Verachtung heute für berechtigt, ja für geboten hält, kann in dessen Herz noch Raum für die Liebe sein? Jener Liebe, die der Apostel größer einschätzt als Glaube und Hoffnung und welcher er all die köstlichen Eigenschaften beilegt, die man in seinem hohen Lied lesen und immer wieder lesen soll, um die ganze Zaubergewalt wahrer christlicher Liebe herzinnig zu begreifen. Ist das heute möglich?

Wiederum sage ich ja und tausendmal ja. Ohne Liebe kein fruchtbringender Aufbau, kein Fortschritt, keine Veredlung des Menschengeschlechts, ohne Liebe die nackte Unkultur.

Nur soll man sie auch recht verstehen.

Nicht das ist Liebe, was so häufig unter „liebenswürdigen" Redensarten einhertrottelt; Feigheit und Bequemlichkeit, Falschheit und Trägheit verbergen sich nur zu oft unter ihrem Deckmantel. Wenn man z. B. bei uns gleich im Anfang den Spartakismus mit Maschinengewehren niederkartätscht hätte, dann wäre das eine große Liebe zum deutschen Volk gewesen, eine Liebe, die „sich nicht der Ungerechtigkeit freute."

Gerade heute ist mehr Raum da für die Liebe als je. Wir wollen so recht von neuem lieben lernen unser armes, jetzt so unglückliches, mit Schande und Schmach bedecktes Vaterland, lieben die guten alten deutschen Sitten, Treue und Redlichkeit, Ordnung und Zucht; wir wollen vor allen Dingen lieben „Ihn der uns zuerst geliebt hat".

Diese Liebe ist nicht unklar und verschwommen; sie ist Kraft. Je mehr Menschen mit dieser innigen und festen Liebe im Herzen heute aufstehen, um so eher werden wieder bessere Tage kommen. Denn sie „suchet nicht das Ihre", sondern dient dem Gemeinwohl.

Wir wollen trotz allem, was verruchte Volksgenossen heute verbrechen, uns niemals die Liebe zu unsern Mitbrüdern

nehmen lassen. Wir freuen uns ja so mancher Wackerer, denen wir heute begegnen, wir schließen sie doppelt und dreifach an unser Herz. Unglück und Not sind große Lehrmeister auch der Liebe.

Und wenn ein verirrter Landesverbrecher, des ekeln Treibens müde, sich uns veränderten Sinnes wieder naht und „in gleichem Schritt und Tritt" mitarbeiten will am zerfallenen und verwüsteten Haus: wir wollen ihn grüßen mit jener Liebe, die „alles trägt, alles glaubt, alles hofft und sich nicht ungebärdig und erbittert zeigt".

Fragst du noch, ob heute Platz ist für die Liebe?

Laßt uns lieben, meine Brüder, mit allen Kräften unseres Gemüts. Gerade weil wir uns nicht abspeisen lassen wollen mit der — nur in verworrenen Köpfen herumspukenden — „Verwerflichkeit des Hasses", gerade weil er in seiner christlichen Abtönung heute unbedingt am Platz ist, darum wollen wir auch lieben. Heute gilt das Wort des Sophokles in etwas veränderter Fassung:

„Mitzuhassen und mitzulieben bin ich da."

Aber die Liebe ist das Größere von beiden!

Leben.

Und es gibt ein Leben, an dem kein Gesindel mittrinkt.
Nietzsche.

Einen rechtschaffnen Mann ekelt heute das Leben.

Die Verstorbenen und die Hunde sind zu beneiden.

„O wär' ich nie geboren!"

Wer kennt nicht diese Stimmungen? Wem kriechen sie nicht je und dann über die Seele wie ein qualliges naß-kaltes Gewürm über den Körper eines Nackten? Nun ja, es gibt immerhin in Deutschland eine erkleckliche Zahl solcher, die sie nicht kennen und an denen „des Weltlaufs Elend und Sorgen vorübergehen", wie es in dem alten Studentenlied heißt.

Beneidest du sie, mein Bruder?

Es sind die Seelenkrüppel, es ist das Gesindel.

Der seelisch rechtwinklig Gebaute leidet heute furchtbar, aber er meistert auch sein Leid. Wie geschieht das?

Er lebt zweierlei Arten von Leben. Das eine ist das natürliche, an die Irrungen, Wirrungen und Leiden dieser Welt gekettete. Und ob er schäumt in die vom Schicksal aufgelegten Zügel, die ihn ins Joch des Lebenskarren spannen: es hilft nichts, er muß mit, ziehen und schleppen. Die kurzen Erquickungspausen, die es hier gibt, die „Ausspannungen", die „Wasser des Lebens", aus denen das Gesindel trinkt und dann sofort im Rausch das ganze Elend vergißt, die verachtet er oder überschätzt sie zum mindesten nicht.

Er würde verkommen oder hilflos zusammenbrechen, wenn es für ihn nicht noch ein zweites Leben gäbe. „An dem kein Gesindel mittrinkt".

Es ist das Leben.

Es spielt sich so ab.

Er läßt — die Gelegenheiten finden sich immer wieder — „alles Irdische dahinten" und steigt in seinem geistig-seelischen Bestand in lichte Höhen. Da, wo die Wässerlein fließen, rein und klar; wo die Höhensonne strahlt, heilend und belebend.

Kennst du, mein Bruder, diese Seelenkurorte der Höhe? Wo kein Gesindel mittrinkt, Morgendüfte dich umwehen, Sonnenklarheit dich umleuchtet, Quellwasser dich erquickt?

Ich weiß, du kennst sie wohl.

Wer dankbaren Gemüts sich in die reichen Kulturschätze Deutschlands versenkt, wer sein Herz öffnet dem Reichtum unserer Poesie und Kunst, wer seine Gedankengänge übt an den Geistesschätzen unserer Philosophie, wem deutsche Geschichte mehr ist als ein bloßes Aneinanderreihen von Tatsachen und Zahlen: der lebt. Erinnerung und Hoffnung trinkt er aus diesen Quellen.

Und wer vollends den sprudelndsten Lebensquell kennt, wem sein Jesusbild mehr ist als ein Andenken aus der Schul- und Kinderzeit, der wird um keinen Preis der Welt das Wasser hergeben, das ihm täglich von dem Lebensfürsten gereicht wird mit der Wirkung, daß es ihm ein Wasser des Lebens, ein Brunnquell sittlicher Erneuerung und lebendigen Trostes ist.

Das ist das Leben, an dem kein Gesindel mittrinkt.

Und im Deutschland des Jammers von 1919 rufe ich trotz allem: es lebe das Leben!

Der Zaubermantel.

> Ja, wäre nur ein Zaubermantel mein!
> Faust 1.

Heute wünschen sich manche eine unsichtbar machende Tarnkappe, weil sie sich — namentlich in den besetzten Gebieten — schämen, schand- und fluchbeladen herumzuwandeln; oder, wie einstmals Faust, einen Zaubermantel, um sich herauszuschwingen aus all dem Elend zu reinern Gefilden, wo die brennende Scham über die Schmach Deutschlands nicht mehr in den Eingeweiden frißt.

O, wäre nur ein Zaubermantel mein!

Fällt mir aber just zur rechten Zeit ein: ich kenne doch inen Mann, der tatsächlich einen solchen Mantel besaß, und on seiner erprobten Wirkung uns erzählt hat.

Vor ungefähr drei Jahrtausenden lebte er in Jerusalem ind trug gewaltigen Schmerz im Busen über das nationale Inglück seines Volks. Halsstarrig und trotzig, wetterwendisch ind parteisüchtig, ein „toll und töricht Volk", war Israel rotz mahnenden Bitten geistesgewaltiger Führer immer tiefer n den Abgrund gesunken und eine Beute seiner Feinde georden. Nun tröstete er im Unglück seine Landsleute, die ntweder ganz mutlos waren oder sich wie die Kinder aufäumten gegen das verdiente Schicksal. Er hatte wahrlich einen leichten Stand; und manchmal mag ihm auch verzagt u Mut gewesen sein. Aber dann zog er seinen Zaubermantel m, und neue Kraft durchrieselte seine Glieder. „Die auf en Herrn harren — so schreibt er — kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, aß sie laufen und nicht matt werden, daß sie andeln und nicht müde werden."

Also erzählt in seinem gewaltigen Buch der Profet esajas. Millionen haben seitdem die Wirkung dieses Mantels rprobt.

Auf Flügeln des Gebets schwangen sie sich zu lichten öhen, zu „den Bergen, von welchen ihnen Hilfe kam". Dort atmete ihre Seele wieder reine und kräftigende Luft;

dort wurden sie wieder „Menschen". Und wenn sie zurückkamen, gingen sie mit neuer Spannkraft an die Arbeit. Sie fürchteten nicht mehr feindseligen Wirrwarr und Hindernisse; nur eine Losung erglühte in ihren Herzen: hindurch! „Sie liefen und wurden nicht matt, sie wandelten und wurden nicht müde".

Auch für uns liegt dieser Mantel bereit.

Je mehr wir ihn gebrauchen, desto fester wird unser Lebensschritt werden, und dankerfüllt werden wir dann sprechen: „Ich wäre vergangen in meinem Elend, aber deine Tröstungen erquickten meine Seele."

Vom Abbau der Schmerzen.

Auf, auf! gib deinem Schmerze
Und Sorgen gute Nacht!
Paul Gerhard.

Wieder ein neues, im Verlauf des Krieges entstandenes Wort: der „Abbau". Was soll nicht alles abgebaut werden und was ist nicht schon alles abgebaut! Vieles von dem, was uns einst teuer und wert war, ist nicht mehr; das Lästigende und Drückende, was wir so gern los sein möchten, läßt sich aber nicht so ohne weiteres „abbauen".

Dazu gehören vor allem die seelischen Nöte: Trauer, nagende Herzensqual und Verzweiflung.

Aber zu allen Zeiten haben sich Menschen dagegen aufgebäumt und versucht sie abzuschütteln. Soviel ich sehe, auf dreierlei Weise.

Manche — naturgemäß die allerwenigsten — haben sie sich weggedichtet. Es sei an Goethe erinnert, der seine Gedichte selbst als „Bruchstücke einer großen Konfession" und als eine Art innerer Selbstbefreiung bezeichnete.

Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual,
Gab ihm ein Gott zu sagen, was er leidet.

Durch dieses „Sagen seiner Leiden", diese dichterische Loslösung der Steine von seinem Herzen machte er sich innerlich frei.

Andere dachten sich ihre Schmerzen hinweg in ernster Denkarbeit. Spinoza ist ihnen darin Führer gewesen, in gewisser Hinsicht auch der als arger „Pessimist" verschrieene Schopenhauer, der in Wirklichkeit einer unserer allerschärfsten Lebensdenker gewesen ist. Eine nicht üble Sache, dieses „Wegdenken der Schmerzen". Wer die Ursachen persönlicher und Volksnot genau erkannt hat, wird sich schon viel freier fühlen als jene, die gleich unmündigen Kindern über ihr Geschick jammern und klagen. Erkenntnis der Wurzeln eines Übels macht frei und schafft neue Bahnen, deren Betreten uns vor Wiederholung der alten Fehler behütet. Die dadurch bedingte Erwartung neuer besserer Zeiten räumt dann mit den Schmerzen der Gegenwart bald auf. „Als die wir nichts haben und doch alles haben" (Paulus).

Noch andere beten sich ihre Schmerzen weg. Das ist auch eine feine Kunst, die — wie alle Künste — sehr geübt sein will. In gewisser Hinsicht ist Beten nichts anderes als ein Denken mit göttlich geschulten Gedanken. Wenn wir in Gottes Wort leben und weben, wenn wir namentlich die Fülle seiner Trostverheißungen für irdisches Leid so recht zu begreifen suchen und in den Nöten der Gegenwart unsere Blicke fest auf das Ewige heften, das in seiner Schönheit und Klarheit unzerstörbar ist, dann mildert sich der Schmerz, dann rinnen die Schlammwasser der Trübsal allmählich von unserm Herzen, und es beginnt wieder zu schlagen im ruhigen Takt sicherer Gottinnigkeit.

Aber es gibt auch ein „unvernünftiges" und darum doch sieghaft befreiendes Beten. Der große Beter Paulus spricht davon in den schönen Worten: „Denn wir wissen nicht, was wir beten sollen, wie sich's gebührt, sondern der Geist selbst vertritt uns aufs beste mit unaussprechlichem Seufzen". Ein Hineinfallen in die Vaterarme unseres Gottes, wie das unmündige Kind an die Mutterbrust.

Wohlan! laßt uns abbauen die Schmerzen.

Die Himmelsfackel.

Weh' denen, die den ewig Blinden
Des Lichtes Himmelsfackel leih'n.
Sie strahlt ihm nicht, sie kann nur zünden
Und äschert Städt' und Länder ein.
Schiller.

Als die Männer der neugebackenen französischen Republik einst dem „sieur Gilles, publiciste allemand“ *) den Ehrenbürgerbrief übersandten, hatte Schiller diese Verse noch nicht geschrieben. Schwerlich hätten sie ihn, der bekanntlich später in scharfen Worten sich überhaupt von der Revolution abwandte, mit diesem Beweis ihrer Zuneigung bedacht, wenn damals seine „Glocke“ schon gedichtet gewesen wäre. Die Revolutionäre aller Zeiten haben Schillern diese Verse gewaltig übelgenommen.

Aber der Mann hat recht, nur zu sehr recht.

Wahrheit, Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, Ehre, Recht und vieles andere aus diesem Bereich: sind sie nicht in der Tat Himmelsfackeln? Himmelsfackeln, die mit ihrem strahlenden Licht die Herzen der Menschen erhellen, erwärmen und beleben können zu wahrhaft sittlichem Tun und glückseligem Leben unter einander? Gewiß sind sie das, und doch werden in unheiligen Händen diese Fackeln immer und immer wieder zu Brandgranaten, die Unheil und Verderben über das Menschengeschlecht bringen.

Auch wir haben das jetzt erleben müssen.

Woran mag das wohl liegen?

In den Herzen aller Menschen flackert ein unheiliges Feuer, das der Sünde. Wenn wir uns nicht mühen, es zu dämpfen durch aufrichtige Selbsterkenntnis, Reue und Buße, dann wird dieses Feuer schier verzehrend. Auch wenn dann noch so viel Strahlen edlen Lichts in uns hineinfallen, sie können ihren reinen Glanz nicht entfalten, vermischen sich vielmehr mit der stärkeren Kraft des unedlen Feuers, vermehren es und brechen dann mit verderbenspeienden Kräften heraus. Im Eigennutz und in der Selbstsucht der Menschen verkommen die höchsten und reinsten Ideen, und anstatt zum Segen werden sie zum Fluch für sie.

*) Herrn Schiller, dem deutschen Schriftsteller.

Selbst das reinste und edelste Licht, das des Evangeliums, kann diese „ewig Blinden“, diese unvernünftigen Selbstlinge nicht erleuchten. Ein Judas befand sich unter den Zwölfen. „Das Licht schien in die Finsternis — heißt es im Eingang des Johannesevangeliums — und die Finsternisse haben es nicht begriffen.“

Dennoch wäre es falsch, die Himmelsfackeln nicht mehr „leihen“ zu wollen. Das Wort Schillers darf nicht ein Deckmantel für eine falsche Seelenaristokratie werden. Aber wie ein Auge aus tiefstem Dunkel sich erst allmählich an helles Licht gewöhnen und bei schroffem Übergang sogar erkranken kann, soll man die Seelen der Menschen aus der Dunkelheit der Selbstsucht und Verkommenheit planmäßig an das reine Licht der Himmelsfackeln gewöhnen.

Nur wer selbst aus dem Dunkeln ins Helle gestrebt hat, wird das können.

Alle andere sind blinde Blindenleiter.

Höchstes Glück.

Höchstes Glück der Erdenkinder
Ist doch die Persönlichkeit.
Goethe.

Bekanntlich hat Goethe von sich selbst gesagt, er besänne sich nur auf wenige Tage reinen Glücks, die er genossen. Dabei war er doch wahrhaftig eine ausgeprägte „Persönlichkeit" und von Unzähligen wurde er und wird noch heute wegen seines „Glücks" beneidet. Sein eigenes Glücksrezept, das er dichterisch verschreibt, hat also nach seinem Urteil bei ihm selbst nur wenig gefruchtet. Vielleicht hat er dieses Wort in einem Anflug von Alterstrübsinn gesprochen.

Denn sein Vers ist durchaus richtig.

Das Wort Persönlichkeit kommt von dem lateinischen persona und personare her. Es bezeichnet ursprünglich die Maske des römischen Schauspielers, durch welche das gesprochene Wort deutlicher und klarer „hindurchtönen" sollte. Um eine „Persönlichkeit" zu sein, muß auch aus uns etwas heraustönen, das mit hellem und klaren oder zuweilen auch scharfem und schneidendem Klang das Brummen und Summen, das Gekreisch und Getöse der aufgeregten Welt zum Schweigen bringt oder zum mindesten übertönt. Wir spielen dann eine eigene Melodie und lassen uns durch die Mißklänge der Umgebung nicht aus dem Text bringen. Das aber macht sicher und fröhlich, frei und stark. Das ist wirklich Glück, höchstes Glück.

Und nun ganz ohne Bild.

Ein nur aufs Stoffliche eingestellter Mensch kann nie eine Persönlichkeit sein oder werden. Mögen noch so viel Spartakisten, Edelanarchisten und ähnliche Menschenfreunde davon reden und schreiben, sie bringen der Welt eher die Knechtschaft in brutalster Form als das höchste Glück edler Persönlichkeit. Die ist einzig und allein möglich durch Kräfte von oben, die in uns wirken und durch uns sich auf andre übertragen. Wie soll man sie nennen? Licht und Kraft in uns, den göttlichen Funken, den heiligen Geist. Der Vater im Himmel gibt diese Kraft zur Persönlichkeit allen, die ihn

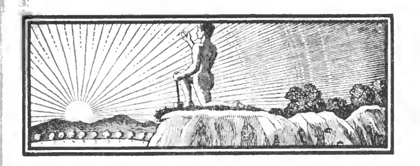
darum bitten. Dann leuchtet und sprüht's, tönt und funkelt es in den Menschen. Wir meistern dann die Verhältnisse, nicht sie uns. Wir sind die Herrschenden, um für die Ideen des Wahren, Guten und Schönen gegen hirnverbrannte Toren zu streiten. Wir unterliegen nicht, wenn auch der vollendete Unsinn in der Welt siegt. Wir wanken und weichen nicht, wo alles wankt und fällt. Das macht, weil wir uns nicht auf uns selbst, sondern auf die göttliche Kraft in uns verlassen. Und das Göttliche wird immer stärker sein als das Menschliche, in uns und um uns. Dieses Bewußtsein verleiht dann tatsächlich höchstes Glück, die von ihm Erfüllten sind starke Persönlichkeiten, weil sie demütige Gotteskinder sind.

Paulus, der nicht blos ein scharfsinniger Theologe und frommer Missionar, sondern auch ein Dichter war, hat von diesem „höchsten Glück der Erdenkinder" wiederholt gesungen. Am schönsten im 6. Kapitel des zweiten Korintherbriefes.

Wollen wir's in dieser „glückslosen" Zeit nicht auch mit dem höchsten Glück versuchen, der Persönlichkeitsbildung auf Grund des göttlichen Worts?

„In unsrer Brust sind unsres Schicksals Sterne".





Im Firnelicht.

··········

Mütter.

Die Mütter, Mütter, 's klingt so wunderlich.
Faust 2.

In einer rheinischen Kleinstadt des besetzten Gebiets machten sich viele junge Mädchen etwas auffällig und in Ärgernis erregender Weise an die fremden Soldaten heran. Da ging eine ältere christliche Frau zum Ortsvorsteher und fragte ihn: „Haben diese Mädchen denn keine Mütter?!"

Mütter, Mütter — das klang hier nicht nur wunderlich, sondern tief beschämend und niederdrückend.

Ich gebe die Frage hier weiter: hat das deutsche Volk Mütter?

Machen wir es uns klar: es ist eine Schicksalsfrage für Deutschland.

Ob ich will oder nicht, ob manche Bedenken sich dagegen auftürmen: ich muß die Frage mit „ja" beantworten. Tue ich's nicht, dann gebe ich die Zukunft Deutschlands preis, dann bleibt mir nichts andres übrig als dumpf, verzweifelt und ohne jede Spur leisester Hoffnung mich in den endgültig besiegelten Untergang meines geliebten Vaterlands zu fügen.

Darum schreit es förmlich in mir: wir haben Mütter, weil wir sie haben müssen.

Ich denke jetzt nicht an die vielen während des Krieges leichtsinnig geschlossenen und bald wieder gelösten Ehen, nicht an die zum fressenden Geschwür gewordene Unsittlichkeit, nicht an den — allerdings kaum umzustoßenden — nüchternen Satz, daß Mütter, die selbst nicht erzogen sind, unmöglich Kinder erziehen können.

Ich glaube an ein Wunder, das Gottes schwer auf uns lastende Hand vollbringen wird. Der furchtbare Ernst der Zeit wird uns ein Geschlecht von „Müttern" schaffen. Sie werden ihre wahrhaft königliche Aufgabe begreifen lernen, am Aufbau des Vaterlandes in erster Linie mitbeteiligt zu sein. Darum werden sie ihre Kinder erziehen in der Zucht und Vermahnung zum Herrn und — wie einst die edlen römischen Mütter — ihren größten Reichtum und höchsten Stolz in wohlgeratenen Söhnen und Töchtern erblicken. Und diese werden heranwachsen zu Männern und Frauen, welche ehrfürchtige Liebe zur Mutter das ganze Leben hindurch begleitet, und diese Ehrfurcht ist dann wieder die Quelle anderer Tugenden. Ein Volk aber, dessen Angehörige „Vater und Mutter ehren" das „wird lange leben auf Erden". Das kann und wird nicht untergehen.

Darum bin ich gutes Muts. Auf dem Haupt jeder jungen Frau, jeder jungen Mutter seh' ich's leuchten wie Firnelicht. Den ersten zarten Schimmer der wieder beginnenden Ertüchtigung und Erstarkung Deutschlands.

Deutsche: wünscht diesen jungen Müttern alles Gute!

Gebt ihnen Luft und Licht, Nahrung und Raum!

Eine großzügige Bevölkerungspolitik unter sittlich-religiösem Gesichtspunkt ist eine der vornehmsten Aufgaben der Gegenwart.

Hoffnungsglück.

Im Tale grünet Hoffnungsglück.
Faust I.

Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft. Unter diesem, an und für sich richtigen, aber heute fast zu Tode gehetztem Schlagwort ist bei uns in den letzten Jahrzehnten gearbeitet worden. Es muß aber wohl an den dazu verpflichteten Stellen — Elternhaus, Schule, Kirche und andern — nicht eifrig genug oder mit falschen Mitteln gearbeitet worden sein, denn tatsächlich haben wir die damals die Zukunft versprechende, heute die Männer- und Jungmännerwelt bildende Jugend im großen ganzen nicht. Beweise? Fast durchgängig klagten die hohen militärischen Führer über den sittlich äußerst mangelhaften Mannschaftsersatz der letzten Kriegsmonate, in den Spartakidenunruhen machen sich immer wieder die bekannten „halbwüchsigen Burschen" in großer Mehrzahl recht unangenehm bemerkbar, sittlicher Niedergang beherrscht gerade in diesem Alter die weitesten Kreise, und von vaterländischem Pflicht- und Ehrgefühl ist nicht das geringste zu bemerken. Noch mehr Worte darüber machen hieße offene Türen einrennen. Nahezu in allen Kreisen, ohne Unterschied der Partei, werden diese Mißstände tief beklagt.

Trotz alledem oder gerade darum: wir klammern uns wieder an den erwähnten Satz; wir müssen es tun. Die Gegenwart ist mehr als jämmerlich, so bauen wir auf die Zukunft. Sie wird in den Kindern verkörpert. Das Wort des römischen Dichters Juvenal will mir gerade heute nicht aus dem Sinn: die größte Ehrfurcht gebührt dem Kinde. Dazu gehört, daß sie nichts Häßliches und Gemeines von Erwachsenen hören und sehen dürfen, daß Körper und Seele in gleicher Weise gepflegt und ertüchtigt werden, daß in sie Keime all des Hohen und Herrlichen, Wahren und Klaren und Schönen hineingelegt werden, was dereinst, zu voller Frucht gereift, sie zu wackern Deutschen und christlichen Männern und Frauen machen kann.

In ihrer Selbstverständlichkeit kommen mir diese Worte

beinahe blöde und abgeschmackt vor. Ist das nicht schon hundert und tausend mal gesagt worden? Gewiß, Gewiß; nun wollen wir den Worten endlich Taten folgen lassen; es handelt sich ja um nichts mehr und nichts weniger als um die Zukunft Deutschlands.

Man hat soviel Wesen gemacht mit dem „Jahrhundert des Kindes". In Wirklichkeit war es gekennzeichnet durch ein läppisch-materialistisches Spiel mit dem Kind, und die vielgerühmten „freideutschen" und ähnliche Jugendbünde setzten diese spielerischen Bemühungen im Jünglingsalter fort. Tand und nichts als Tand!

Die Ehrfurcht vor dem Kind bedeutet Liebe, der selbstverständlich auch die Strenge und der Ernst nicht fehlen dürfen. Alles andere ist vom Übel. Diese „ehrfürchtige Liebe" ist aber nur auf dem Boden christlicher Erziehungsgrundsätze möglich.

Wenn ich an froh spielenden Kindern vorüber gehe, dann wird mir immer ganz besonders zu Mut, froh und ernst zugleich. Um ihre blonden und dunkeln Köpfchen höre ich die Fittiche der Zukunft rauschen.

••••••••••••

Sterne.

Sterne, Sterne bleibt mir immer nah!
Konrad Ferdinand Meier.

Nacht muß es sein, wenn Sterne strahlen.

Es gäbe keine Tugenden, gäbe es keine Laster und Fehler. Wäre die Erde nicht voll der Wirrsale und des Ungemachs, die Menschenbrust würde nicht durchziehen das Streben nach Glück und Vollkommenheit; nicht Fortschritt, sondern Rückschritt wäre die Folge.

Ich sehe schon unwillige Gesichter und höre vorwurfsvolles Murmeln.

„Was willst du mit diesen Redensarten? Soll das der Beginn eines lendenlahmen Trostes sein?"

Ich sage ja. Aber nicht lendenlahm, sondern kräftig und lebenswarm wird euch mein Trostspruch anmuten.

Tiefdunkle Nacht umgibt uns heute, wie sie schwärzer nicht gedacht werden kann. Oft genug ist in diesen Blättern davon geredet worden, ich will nicht wieder alte Wunden aufreißen.

Aber schon strahlen auch Sterne; geht heraus aus euren Trübsalskammern, schaut gen Himmel und seht sie euch an. In der heitern Sonne des Glücks, des Friedens und des geruhigen Lebens habt ihr sie nicht entdecken können, aber heute blinken sie euch freundlich entgegen.

Förmliche Sternbilder und Sterngruppen.

Ich will einige nennen: Glaube, Liebe und Hoffnung; Klarheit und Wahrheit; Licht und Leben; Treue und Redlichkeit; Demut und Kraft und Trost. Ich muß aufhören, ich kann sie nicht alle zählen. Wenn du sie aber alle kennen lernen willst, so rate ich dir das Sternbuch aufzuschlagen, wo ihr Bild und ihre Lage genau verzeichnet sind. In der Bibel finden wir diese Sternbilder am Lebenshimmel, und nächst Jesus hat der Apostel Paulus sie in unvergleichlicher Schönheit und Klarheit gezeichnet.

Von diesen Sternen gehen große Kraft und Freude aus.

Sie leuchten uns als Führer in dunkler Nacht, daß wir nicht fallen; sie blinken auf dem Meere der Trübsal, daß wir

nicht versinken; freundlich geben sie uns ab von ihrem Licht und ihrer Wärme, daß auch unsere Herzen nimmer erkalten nnd wir mitten in aller Not frisch und froh an unser Tagwerk gehen können.

Es gibt Menschen, die diese Sterne nicht sehen können. Nachtblind sind diese Armen, durch die Schuld ihrer verstockten und hochmütigen Herzen.

Aber die andern, die „geistlich Armen", jauchzen ihnen zu und ihrem Schöpfer, der sie freundlich leitet und verteilt.

Wenn wir jetzt durch finstere Täler wieder zu lichten Höhen emporklimmen müssen, laßt uns, meine Brüder, achten auf den Glanz dieser Sterne. Sie werden uns richtig leiten und führen; und weil wir das wissen, schwellen unsre Herzen heute schon in erfüllter Hoffnung.

Nur daß unsere Augen nicht blind werden für ihren Glanz!
Sterne, Sterne bleibt mir immer nah!

Ostern.

Sie feiern die Auferstehung des Herrn.
Faust 1.

Ein köstlicher Frühlingstag am Rhein.

Die Menge ergeht sich lustwandelnd am Ufer des Stroms: Männer, Weiber und Kinder, zwischendurch englische Soldaten. Unwillkürlich kommt mir das Bild des Goetheschen Osterspaziergangs. Nur fehlen auf dem Fluß die Nachen; die dürfen jetzt nicht fahren, denn drüben liegt „Deutschland", und ohne Paß darf niemand hinüber.

Herr Gott im Himmel, daß ich einmal so Ostern feiern würde, hätte ich nimmer geträumt, geschweige denn gedacht!

Aber gerade darum, weil die Verhältnisse so unsagbar traurig und drückend sind, will ich mich an das klammern, was dieses schöne Fest nun seit bald zwei Jahrtausenden der leidenden Menschheit predigt.

Durch Nacht zum Licht, durchs Kreuz zur Krone, durch Sterben zum Auferstehen: welch eine Fülle von Trost, Kraft und Hoffnung liegt doch in diesen schlichten Worten, die gerade in ihrer Einfachheit so erhebend wirken.

Christ ist erstanden
Aus der Verwesung Schoß;
Reißet von Banden
Freudig euch los!

Ich will mich auch losreißen lassen. Ich will und ich werde! Ostern, du mußt mir helfen!

Ein Glöcklein klingt zu mir vom andern Ufer des Rheins. Seine feinen Klänge legen sich wohlig in mein Herz wie eine Osterpredigt. Eine Osterpredigt aus den Lüften, gehalten von unsichtbaren Engelschören.

Ich höre die lieblichen Ostergeschichten, den Hymnus des Apostels Paulus und so manches andre Wort vom Kreuz und Auferstehen. Und mächtig rauscht es jetzt durch meine Seele: der Tod ist verschlungen in den Sieg; ich will demütig sein Kreuz umklammern, aus seiner Hand mir Kraft geben lassen und nicht untergehn im Meer der Trübsal.

Denn wenn Sünde und Tod überwunden sind, was hat dagegen alles andere viel zu bedeuten!

Aber das furchtbare Unglück des Vaterlandes: verblaßt es etwa auch im Klang der Osterglocken, dürfen wir auf ein **deutsches Ostern** hoffen?

Sicherlich; wir wollen nur nicht vermessen dafür gleich einen Zeitpunkt ansetzen. Aber — „**die Folgezeit verändert viel!**"

Sie kann und wird uns wieder auf die Höhe führen, wenn wir in die Tiefe ernster Selbsteinkehr und wahrer Buße hinabsteigen.

Wenn das Evangelium vom Gekreuzigten und Auferstandenen erst wieder in Deutschland freudig aufgenommen wird, dann wird ein neuer Geist durch die Lande ziehen und hinwegfegen die bösen Geister, die uns ins Verderben brachten.

Ostersonne in den Herzen und Häusern — dann, Deutschland, aber auch **nur dann** wirst du dereinst wieder genesen!

••••••••••••

Frühling.

Vaterland, in tausend Jahren
Sah man solchen Frühling nie.
Schenkendorf.

Unser gesegneter rheinischer Landstrich prangte in einem ganz besonders leuchtenden Frühlingstag, als gleich einem prasselnden Hagelschauer die Bekanntmachung der Friedensbedingungen mitten in dies Leuchten und Glühen hineinfiel.

Gedrückt schlichen die Menschen umher und ließen — hier wie überall — die Köpfe hangen.

Mich hat — wie ungezählte andere — dieser feindliche Vernichtungswille nicht sonderlich überrascht. Wilsonfriede, Verständigungsfriede, brüderliche Umarmung der deutschen Demokratie seitens der bisherigen Feinde, Wegräumung der Monarchie zwecks Erlangens besserer Bedingungen: wer lacht da?

Wie mag es doch heute in den Seelen derer aussehen, die diese Kriegsziele seit Jahren dem deutschen Michel vorschwatzten und Millionen derer, die nicht alle werden, auf ihre Leimrute lockten? Die aufrechte Männer und Frauen als „Kriegsverlängerer" und „Bluthunde" begeiferten und das letzte Aufgebot völkischer Kraft heimtückisch und verbrecherisch verhinderten?

Still, nur still, es hat doch keinen Zweck mehr.

Keinen Zweck?!

Aber vielleicht doch den, daß nun allmählich auch die blödesten Augen geöffnet werden und in die winzigsten Hirne ein Strahl der Erkenntnis fällt. Daß wir — den Verhältnissen nach — auch trotz einem nicht gewonnenen Krieg heute glänzend daständen, wenn uns die Revolution nicht in den Augen der Feinde zu einem Hundevolk gemacht hätte, dem man alles, aber auch wirklich alles bieten zu können glaubt, weil es sich selbst ehr- und wehrlos gemacht hat.

Ich hoffe, man wird sich die Männer, denen wir solche Bedingungen verdanken, jetzt etwas näher ansehen. Auch die Parteien, die sie vertreten. Ich kann nicht glauben, daß Millionen und Abermillionen Deutscher urteilslos bleiben werden.

Und aus dieser Erkenntnis wird dann — so hoffe ich — ein neuer deutscher Frühling entstehen.

Wann und wie, darüber sich heute den Kopf zu zerbrechen wäre unendlich töricht. Aber das endliche Begreifen der entsetzlichen Schande und Schmach, die uns bevorstehende wirtschaftliche Knechtung und die „paragrafierte“ Balkanisierung Deutschlands können uns vielleicht zu der Einsicht verhelfen, daß — da wir als Weltvolk und Großmacht gestrichen sind — wir um so mehr Innenwerte zu pflegen haben und an dem, hier schon oft erwähnten, Aufbau sittlicher Kräfte mit allem Fleiß zu arbeiten haben, wenn wir nicht gänzlich untergehen wollen.

Diese ernste Innenarbeit hat aber schon oft im Leben der Völker einen neuen Frühling entstehen lassen; und unter dieser **Voraussetzung lasse ich mir die Hoffnung auch auf einen neuen deutschen nicht nehmen.**

Wo ist's?

Was ist des Deutschen Vaterland?
Arndt.

Gott im Himmel sei's geklagt: heute werfen viele die Frage wieder auf: was ist, wo ist mein Vaterland? Ich muß mich auch schuldig bekennen, ich ringe nach einer neuen Formel für diesen teuern Begriff.

Verachtest du, verurteilst du mich, mein Bruder? O, laß mit dir reden.

Ist das noch deutsche Heimaterde, worauf all das Schreckliche der letzten Zeit geschah? Wo Deutsche in höchster Volksnot schmähliche Erpresserpolitik gegen ihre Brüder trieben, wo die ehr- und pflichtvergessene Heimat dem kämpfenden Heer in den Rücken fiel und viele aus ihm ebenfalls verseuchte, wo Verrat und Tücke, Undankbarkeit und Geldgier, Wucher und Unsittlichkeit, Roheit und Unordnung ihr wüstes Wesen haben und uns alles — auch die völkische Ehre — verlieren ließen?? Denn die Erde an und für sich, das Stück Land, auf dem wir leben, ist doch nicht ohne weiteres das „Vaterland"; dazu gehören doch noch geistig-sittliche Belange, welche die einzelnen Volksgenossen verkörpern. Wohnt man aber heute nicht unter Verbrechern, Idioten, politischen Dummköpfen und elenden Schwächlingen? Und das soll ich mein Vaterland nennen, wo man sich schämen muß, ein Deutscher zu sein!

.... Da rauscht's über mir, und ich höre im Geist den gewaltigen Hymnus Ernst Moritz Arndts aus seinem „Wehrmannskatechismus". .... „Wo dir Gottes Sonne zuerst schien, wo dir die Sterne des Himmels zuerst leuchteten ...., da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland..... Wo das erste Menschenaug' sich liebend über deine Wiege neigte, wo deine Mutter dich zuerst mit Freuden auf dem Schooße trug, wo dein Vater dir die Lehren der Weisheit und des Christentums ins Herz grub, da ist deine Liebe, da ist dein Vaterland." Und jetzt kann ich nicht anders, die Träne will quellen, das Herz ist voll bis zum Zerspringen: ich muß, ich muß, — wie ein unglücklich Liebender — muß ich dir dennoch

meine Liebe bekennen, du mein armes, verschandeltes, aus tausend Wunden blutendes, tief gesunkenes und doch mein herrliches, einziges, über alles geliebtes Vaterland! „Und wohne Armut und Mühe dort mit dir, du mußt das Land ewig lieb haben.“ Ewig lieb: auch wenn zur Zeit alle Höllenmächte dort losgelassen sind.

Aber die Schande und Schmach werden, sie müssen wieder weichen. Die Liebe zum Vaterland und der aus ihr quellende Trieb zum Neuaufbau der verschandelten hohen sittlichen Volksgüter werden sie davon scheuchen. Dann wird es wieder eine Lust sein als Deutscher zu leben, und das innere Erstarken wird den äußern Aufbau nach sich ziehen.

Fragt heute ein ehrliebender Deutscher: wo ist mein Vaterland? dann soll er sich die Antwort geben: inwendig in mir, wo alle Ideale echten Deutschtums glühen und nie erlöschen.

Nicht „mit äußeren Gebärden“ (ach, die sind traurig genug!), wohl aber „inwendig zu uns“ kommt das geliebte herrliche Vaterland, um uns heute — gerade heute — zu erquicken und zu erfreuen mit den alten Schätzen seiner reichen sittlichen und geistigen Kultur.

Erdgeruch und Waldesduft.

Ich nähre das Herz
Mit Erdgeruch und Waldesduft.
Konrad Ferdinand Meier.

Unsere Ernährung wird uns auch in den kommenden Jahren recht viel zu schaffen machen. Die billigen Zeiten sind jedenfalls für immer dahin; Kindern und Kindeskindern werden sie einfach märchenhaft vorkommen. Daß in den letzten Friedensjahren die Leute in Harnisch gerieten, wenn Brot und Fleisch um ein paar Pfennige teurer wurden, und daß darüber politische Kämpfe wildester Art ausgefochten wurden mutet uns schon heute recht wunderlich an.

Wir werden schwer arbeiten müssen, um das Notwendigste für das Leben zu erringen.

Aber gerade darum dürfen wir außer dem Leiblichen auch das Seelische, die Nahrung für das Herz nicht vergessen.

Ich nähre das Herz
Mit Erdgeruch und Waldesduft.

Zunächst einmal ganz wörtlich verstanden. Der Rückgang der Industrie wird die Menschen wieder mehr aufs Land fluten lassen, in die Dörfer und kleinen Städte. Statt qualmiger Destillen, vollgestopfter Kinos, schweißtriefender Menschenknäuel in Vorortzügen und ähnlicher „Annehmlichkeiten“ der Großstadt mit ihrem Steinmeer wird viele die Natur wieder mit ihren gütigen Armen umfangen. Lerchenwirbel und Märzschollengeruch, Kuckucksruf und Tannenduft, das wogende Kornfeld und die Erika werden aufjauchzen lassen in Lust alle, die das noch nicht kannten; und wer es einst als Kind gekannt, den wird es locken und werben wie Märchenklang vergangener Tage.

Nicht bloß die Körper, auch die Herzen werden erstarken in Erdgeruch und Waldesduft.

Es wird wahr werden, was einer unserer größten Poeten, der herzliebe Peter Rosegger, sein Leben lang „gepredigt“ hat: am „Erdsegen“, an der Liebe zur Scholle werden die Menschen genesen. Die Seelen waren in den großen Städten mit ihrem

Dunst und Qualm und Stickicht nicht mehr aufnahmefähig für gesunde geistige Nahrung. Man überlud sie mit Schaumschlägereien des Tages, mit nichtigem Tand und elendem Schund. Das Beste und Einfachste, Gesündeste und Nahrhafteste wollte eben in dieser Umgebung nicht schmecken. Nun aber haben wir — Gott sei Dank — eine gute Literatur, durchwoben von Erdgeruch und Waldesduft. Ich sehe schon die Leute gierig danach greifen und höre sie jauchzen in nie gekannter Freude über die gefundenen Schätze. Und manche werden dann auch den wiederfinden, der von sich einst sagte: „Ich bin das Brot des Lebens."

Ländliche Kleinsiedelungen, Wohnungsreform und ähnliche Wohlfahrtsbestrebungen: o schafft sie nur, ihr Herren, schafft sie nach besten Kräften! Auch in unserer heutigen Armut und Dürftigkeit muß das irgendwie möglich sein.

Die gequälte und kranke Seele des Volkes schreit förmlich danach.

Sie muß wieder genesen.

Im Erdgeruch und Waldesduft!

Das stille Leuchten.

Was kann ich für die Heimat tun,
Bevor ich geh' im Grabe ruhn?
Was geb ich, das dem Tod entflieht?
Vielleicht ein Wort, vielleicht ein Lied,
Ein kleines stilles Leuchten!

Konrad Ferdinand Meier.

Was kann ich für die Heimat tun?

Diese Frage aufflammt heute in den Herzen Ungezählter. Mit gebundenen Händen müssen sie zusehen, wie am Wohl des Vaterlandes Raubbau getrieben wird. Ihren Rat und ihre Mitarbeit weist man höhnend zurück, aus großen und kleinen Ratsversammlungen werden sie hinausgewählt und hinausgeworfen. Kein Wunder, daß sich in die Herzen Erbitterung und Verzichtstimmung einschleichen.

Und doch sage ich dir, mein Bruder, das ist falsch. Viel kannst du — gerade heute — für die Heimat tun, unendlich viel.

Gib ihr das kleine stille Leuchten!

Siehe, du bist verheiratet und hast Kinder. Welche Fülle von Arbeitsmöglichkeit winkt dir in dem schönen und ernsten Erziehungsgeschäft! Du streust Saat aus, die eine reiche Ernte hoffen läßt. Wenn alle ernsten Väter und Mütter heute „kleine stille Leuchten" am Herdfeuer ihres Hauses sind, welch reines starkes Licht wird Deutschland wieder einmal durchfluten und alle flackernden Irrlichter in ihren Sumpf zurückjagen!

Nicht Worte und nicht Lieder können wir der Heimat geben, wie einst jener gottbegnadete schweizerische Dichter. Wohl aber „Lieder ohne Worte". Eine gefestigte Persönlichkeit, ein gottinniges Leben der Pflicht, ein herzwarmes Erfassen des Lebens, ein Ungebeugtsein inmitten der Trübsal, Wahrheit und Treue: das alles und noch viel mehr kann jeder geben, der sein Dasein nach himmlischen Gesichtspunkten ordnet und sich nicht von Menschen, sondern von Gott regieren läßt. Dann werden wir ein Salz der Erde und ein Licht der Welt sein.

Von diesem Licht wird — das ist ja selbstverständlich — ein Leuchten ausgehen. Ein kleines stilles, aber doch ein Leuchten. Das wird dann wieder einen andern Menschen er-

fassen und „anstecken". Der Kreis der „Lichtträger" wird größer und immer größer werden. Soll ich nochmals an das entstehende Lichtmeer erinnern, das Deutschland einst wieder durchziehen kann? Und du hast dazu mitgeholfen, deine stille treue Arbeit im Kleinen setzt sich weiter fort, von dir ausgestreute Samenkörner rauschen in golden wallenden Kornfeldern.

Fragt jemand noch, was er für die Heimat tun kann?!

Ein Licht wollen wir sein und ein Lied. Das Feuer des heiligen Geistes im Herzen und unsere Seelenharfe gestimmt von göttlicher Künstlerhand: so gewappnet müssen wir oder unsere Nachfahren die ton- und lichtlose Horde überwinden.

Ein Mann des Lichts, der Apostel Johannes, hat diese strahlende Zuversicht einst in das köstliche Wort gekleidet: „Unser Glaube ist der Sieg, der die Welt überwunden hat."

Nur unter diesem Zeichen kann eine glückliche Zukunft Deutschlands wieder aufleuchten am trüben Himmel der Gegenwart.

136

Nicht umzubringen.

Wir wissen's doch: ein rechtes Herz ist gar nicht umzubringen. Storm.

Jedes Kind weiß, was ein gesundes Herz für den Körperaufbau eines Menschen bedeutet. Mag er auch in dürftigen Umständen leben und nicht viel für Leibespflege ausgeben können, er wird gesund bleiben und älter werden als mancher Reiche, der in Herzbäder reist und sich nach Möglichkeit schont.

Ein gesundes Herz ist eben nicht leicht umzubringen und hält manchen Stürmen stand.

Und ein Volk mit gesunder Seele ist ebenfalls nicht klein zu kriegen uud kann nicht untergehen. Stark- und gesundseelig ist aber nur die Nation, in deren Mitte eine gewaltige Schicht — natürlich niemals alle Glieder — hohe völkische und Menschheitsideale mit Wort und Tat vertritt, wo bürgerliche und religiöse Tugenden gepflegt werden und man sich mit Ewigkeitskräften ertüchtigt.

Augenblicklich ist Deutschland krank, sehr krank. Herzkrank im vollsten Sinne des Worts. Und darum warten die verbissensten Gegner auch auf den deutschen Tod.

Hoffentlich werden sie sich täuschen. Aber nur dann, wenn das deutsche Volk seine Krankheit selbst überwindet. Seelische Herzkrankheit ist im Gegensatz zur körperlichen immer heilbar bei gutem und festem Willen der betreffenden Leidenden. „Es ist ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch die Gnade", so heißt es in der heiligen Schrift. Wohlan, ergreifen wir diese himmlischen Gnadengüter, richten wir unser Leben ein auf Grund der uralten göttlichen bewährten Gebote, nehmen wir Stahlbäder der Seele im Urquell des Lichts, dann wird der Einzelne ein festes Herz bekommen und, da Einzelne das ganze Volk ausmachen, schließlich die „Volksseele" gesunden.

Übermütige Toren haben lange Zeit hindurch das schöne Wort eines edlen und frommen Dichters aus dem Zusammenhang gerissen und gewaltig in alle Lande hineinposaunt, daß „am deutschen Wesen nochmals die Welt genesen

soll". Heute, wo wir der Welt das jammervolle Beispiel vollkommensten seelischen Niederbruchs gegeben haben und man uns wie räudige Hunde behandelt, hören sich diese Worte wie blutiger Hohn an.

Deutschland muß zuerst an dem von Millionen seiner eigenen Volksgenossen bislang verhöhnten und verachteten christlichen Wesen wieder genesen. Geschieht das, dann ist mir nicht bange. Dann sehe ich wieder mit großer Hoffnung in die Zukunft. Und mögen sie uns heute alles wegnehmen, was zur äußeren Wehr gehört, innere Kräfte und Werdemöglichkeiten der Seele können sie nie und nimmer rauben.

Bekommt Deutschland über kurz über lang wieder ein festes, rechtes Herz, nun dann wird sich alles, alles, zum mindesten vieles in unserm innen- wie außenpolitischen Leben wieder wenden.

....

Der neue Tag.

Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag.
Faust I.

I.

Lockt er wirklich?!

Die einen sagen: nein, die andern: ja. Prüfen wir die Gründe.

Die Neinsager meinen etwa: tiefschwarz liegt die Zukunft vor uns. Der „neue Tag" wird noch schrecklicher als der heutige sein. Ganz abgesehen von den wirtschaftlich schier erdrückenden Folgen dieses Krieges wird die sittliche Verwilderung noch mehr zunehmen und uns nicht zur Ruhe kommen lassen. Ein Narr, der sich darüber hinweg täuscht. Mit nahezu mathematischer Notwendigkeit wird sich das alles vollziehen.

Und die Jasager: der neue Tag lockt uns, weil es schlimmer als jetzt kaum noch werden **kann**. Die Ruchlosigkeit und der politische Selbstmordwahn der Deutschen haben wenigstens **das** Gute, daß sie infolge ihres inneren Widerspruchs gegen jede völkische Wohlfahrt schließlich **in sich selbst zusammenbrechen müssen**. Dann ist die freie Bahn da für den neuen Tag, der infolge sittlicher Selbstbesinnung des Volkes anbrechen wird wie ein erster rosiger Sonnenstrahl aus den schwarzen Fittichen der Nacht.

Ich neige auch zu dieser Ansicht.

Und da ich es tue, lockt mich nicht nur der neue Tag, sondern ich **habe** ihn schon, ich drücke ihn lebenswarm an mein Herz, ich streichle ihn mit meinen Händen. Ich will euch das beweisen. Aber lacht mich nicht aus. Die Sache ist zu ernst.

Schon als Junge habe ich gern den Erzählungen uralter Leute gelauscht, davon es in meiner heißgeliebten Heimat Ostpreußen eine ganze Anzahl gab. Die ältesten, mit denen ich in Berührung kam, waren etwa um 1800 geboren. Um sie spann meine Fantasie ihr Rankenwerk. Den oder die, so sagte ich mir, hat in der Wiege vielleicht noch jemand berührt, der unter dem ersten Preußenkönig geboren wurde. Der

ganze siebenjährige Krieg, die eben in der Schule vorgetragene preußische Geschichte gewann für mich in solch einem alten verhutzelten Weiblein Form und Zeitfarbe. Nicht nur geistig, sondern körperlich berührte ich verflossene Jahrhunderte.

Diese einst als Kind von mir beliebte Methode wende ich heute als Mann von neuem an. Und durch sie grüße ich den neuen Tag und halte ihn schon sogar in Händen.

Ihr ahnt vielleicht, worauf ich hinaus will. Aber bitte, nicht lachen, höchstens lächeln; die Sache ist zu ernst und zu schön.

Heute nachmittag begegnete ich einer Mutter mit ihrem kerngesunden, gut aussehendem Kriegskind, das rosig dalag in den weißen Kissen seines Wägelchens und mich freundlich anlächelte, als ich ihm die Wangen streichelte. Der mailiche Wind trieb Blütenschnee in das kleine Gefährt, und in den lenzatmenden Gärten flöteten die Sproßer.

Mir aber floß es wieder einmal durch Seele und Geist: du berührst den neuen Tag, du setzt dich in diesem Augenblick in seelische und körperliche Verbindung mit einer neuen glücklichen Zukunft, du hast sie also in Händen. Was willst du mehr?

Wer will und kann den Gegenbeweis antreten und mir meine Hoffnung rauben?!

Es ist mitunter ganz gut, die Fantasie zu Hülfe zu nehmen, wo der Verstand sich etwas ungebärdig zeigen will.

Das aber steht mir unfehlbar fest: wenn Deutschlands Jugend sittlich und tüchtig heranreift, dann lockt ein neuer Tag zu neuen schönen Ufern.

....

Der neue Tag.
II.

Hebt eure Häupter in die Höhe!
Ev. des Lukas.

Es gibt Menschen, die eine noch viel fester verankerte Zuversicht haben und dem neuen Tag mit allen Fasern ihrer Seele entgegenjauchzen.

Man nennt sie vielfach die Stillen im Lande.

Also ist ihre Meinung. Aus den Zeichen der Zeit schließen sie, daß das Ende der Welt oder der Anfang vom Ende nahe sei. Was in der Bibel darüber geweissagt wird, sehen sie zum großen Teil erfüllt: Weltkrieg, Seuchen, Hungersnot, Volk wider Volk und Königreich wider Königreich, ein „Verschmachten der Menschen", Erdbeben. Das alles sind Vorboten des „großen Tages des Herrn", wenn Er kommen wird, sein Reich aufzurichten. Ein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit, den wahren Völkerbund, einen neuen Himmel und eine neue Erde. Auf diesen Tag freuen sie sich wie die Kinder; nicht im Sinn pharisäischer Selbstgerechtigkeit, um „für ihre Tugenden belohnt zu werden", wohl aber als „solche, die strebend sich mühen" dem Licht entgegen und im Vertrauen auf die Gnade ihres Heilands ihr ganzes Seelenheil demütig, fest an ihn ketten. Und wenn sie auch vor Anbruch dieses Tages sterben, Er weckt sie auf von den Toten und führt sie dereinst in dieses Licht hinein.

Spottest du solch freudiger Zuversicht?!

Dann will ich dir materialistisch kommen. Es ist doch wohl eine naturwissenschaftlich feststehende Tatsache, daß unser Stern — die Erde — einmal aus seiner Bahn fallen *kann* und somit „die Welt untergeht". Schon der alte Dichter Horaz singt in einem seiner schönsten Gedichte: „*Wenn berstend der Erdball auseinander springt, werde ich furchtlos unter seinen Trümmern dastehen.*" Diese „Furchtlosigkeit" kann er aber nicht so schön und tief begründen, wie ein in der Ewigkeit wurzelnder Christ. Die Sinnlosigkeit und der ganze Jammer des Weltenlebens,

den wir so ganz besonders durchzukosten haben, läßt sogar schon einen reinen Verstandesschluß zu, daß auf ein Reich der durch die Verderbtheit der Menschen herbeigeführten Ungerechtigkeit und Unvernunft ein solches der Gerechtigkeit, der Güte und Vollkommenheit folgen wird. Und nun vergleiche man die Lehre der heiligen Schrift.

Auch wer diese Meinung nicht hat, nicht haben will, wird von der unzerstörbaren Freude solcher, die das glauben, sicherlich überzeugt sein. Unter diesem großen Gesichtspunkt der Erwartung des „Tages des Herrn", des „neuen Tages" werden sie auch am besten und unverdrossensten den „neuen deutschen Tag" heranführen helfen, falls es Gottes Wille ist. Denn sie wissen — es ist ihnen königlicher Befehl — sie haben zu wirken und zu schaffen, so lange sie auf Erden sind; „fest, unbeweglich und nicht wankend" sollen sie hier ihre Pflichten erfüllen.

Mit emporgehobenen Häuptern schreiten sie die steile Bahn zur Vollendung.

„Bergan und wieder in das Licht hinein!"



Druck von Paul Rost & Co., G. m. b. H., Bonn.



